



Im Wandel der Zeiten

Im Wandel der Zeiten

Gedichte

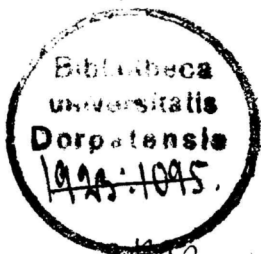
von

Christoph Mickwitz



Dresden und Leipzig
Verlag von Heinrich Minden
Für Estland: Franz Kluge / Reval

Est.



8713

Alle Rechte vorbehalten.

51287825

Inhalt.

Erstes Buch.

Vermischte Gedichte.	Seite
Leonardo da Vincis „Abendmahl“	5
„Trutz, blanker Hans!“	9
Selbst ist der Mann!	12
Zwei Sonette	14
Das Mitleid.	16
Kopf hoch!	19
Greif zu!	20
Das Lied des Todes	21
Weihnacht 1919	23
Der nordische Winter	24
Zeitgemäße Lyrik	26
Renommisten	28
Allegorisches	30
Sommerabend in Remagen	31
Abendstimmung	32
Liebeswerben	33
In Erwartung	34
Ein Haar von Deinem Lockenhaupt	35
Es war einmal!	36
Liebesbeichte	37
Nixe	48
Beim Rotwein	49
Dein Name	50

VI

	Seite
Am Krankenbett	51
Elternleid	52
Glaube, Liebe, Hoffnung	53
Moderne	54
Aus einer Novelle:	
1. Du liebst mich mehr, als Du es weißt.	55
2. Löse nur still mir vom Herzen	55
3. Nur wen'ge flücht'ge Stunden	56
4. Deines Herzens erste Grüße	57
Aus der Oper „Das Hexenlied“	59
Aus der Oper „Weltuntergang“	61
Heimat	
Das Heimatlied	67
O Heimatland!	69
Baltenland	70
Das Verbot der Muttersprache	71
Protest	72
Aus schwerer Zeit (Psalm 137)	73
Ohne Vaterland	74
Wer von der Heimat scheiden soll	75
Der 25. Februar 1918. (Revals Dank)	76
Trinkspruch auf Lübeck und Bremen	78
Den Frauen der Heimat	80
Dichtungen zu besonderen Gelegenheiten	
Drei Theaterprologe	83
Prolog zum 1. Jahrestag des Deutschen Vereins	94
Prolog zum Volksliederabend	99
Prolog zur Goethefeier	104
Prolog zur Kogebuefeier	108
Festlied zum 500 jähr. Bestehen des Gildehauses	111
Festspiel zum 25 jähr. Jubiläum des Dorpater Deutschen Theaters	113

VII

Zweites Buch.

	Seite
Eritis sicut Deus!	127
Eine Vision	134
Deutschland (zwei Sonette)	138
Zwei Städte	140
Fünzig Jahr!	142
Hinter den Bergen wohnt das Glück	143
Abends am Meer	144
Lied	145
Ein Stücklein sind wir mitsammen gegangen	146
Glück	147
Tote Liebe	148
Zwei Namen	149
Der Mutter Weihnachtslied	150
Markgraf Rüdiger	152
Dornröschen	155
Berg und Thal	157
Der Greifensteiner	160
Des Rätsels Lösung	163
Variante	164
Bosheiten	165
Die Muschel	166
Ständchen	167
Es gibt Leute	168
Ich geh' die alten Pfade	169
Wem all sein Lebensglück gestorben ist	170
Der Weg zum Glück	171
Das bitterste Los	172
Die einen und die anderen	174
In ein Album	176
Gruß an die Burschenzeit	177
An Prof. Leo Meyer	179

VIII

	Seite
An Prof. Dr. Karl Dehio	182
Gebet (aus dem Russischen)	183
Glück- und leidvoll (aus dem Russischen)	184
Der Feldherr (aus dem Russischen)	185
Sonette und Terzinen. Sprüche.	
Sonette: 1. Der moderne Krieg	189
2. Der Krieg 1914—1918	190
3. Friedensfest	191
4. Liebe und Haß	192
5. Nach dem Französischen „Le flot“	193
6. Schweigen	194
7. Das Altern	195
8. An den Tod	196
Terzinen: 1. Im fernen Urwald	197
2. Was prahlst Du, Mensch	199
3. Zum Totenfest	201
Sprüche: 1—36	204
Ausflug	
Der alte Baum	213
Das war ein fröhliches Steigen	217
Jung und alt	218
Bernarbte Wunden	219
Weltmüde	220
Feierabend	222
Am Ziel	223
Die Ernte ist geschnitten.	224
Das Lied des Lebens (als Epilog)	225



Erstes Buch.

Vermischte Gedichte.



Leonardo da Vincis „Abendmahl“.

(Eine Legende.)

Vor seinem Bilde vom Abendmahl
Stand Leonardo in stummer Qual.
Fünf Jahre sind es, seit er es begann,
Doch ob auch Jahr um Jahr verrann,
Trotz aller Mühe, trotz allem Fleiß
Fehlt immer noch in der Jünger Kreis,
Die um den Tisch des Herrn man sieht,
Der Eine, er, der ihn verriet.

Da sitzt, das Auge so hell und klar,
Der Heiland in der Seinen Schar.
Da ist der Jünger, der kraftgestählt
Zum Fels der Kirche ward auserwählt,
Und jener, den beim Erdenwallen
Der Heiland lieb gehabt vor allen.
Da sind sie alle, von Meisterhand
Gebannt auf die weiße Klosterwand,
Um ihren Herrn und Heiland geschart,

Ein jeder kenntlich in seiner Art.
Nur einer fehlt. —

Aufseufzend schwer

Klagt leise der Meister: „Wo nehm' ich es her,
Wo schaff' ich das Menschenantlik zur Stell',
Das für den Judas mir dient als Modell?
Ein Menschenantlik so gottverflucht,
So voller Tücke und so verrucht,
Daß es, verstoßt in Trug und Lüge
Mir deutlich machte des Judas Züge?
Fünf Jahre schon such' ich. Kann wohl auf Erden
Noch solch ein Antlik gefunden werden?“

Und prüfend schaut der Meister aufs Bild.
Da grüßt des Heilands Auge so mild,
Als spiegelte sich in dem Angesicht
Der ewigen Güte göttliches Licht,
Als könnte dies Antlik so klar und rein
Nie Sünde begeh'n, nur Sünde verzeih'n.
„So hat auch des Jünglings Antlik gestrahlt,
Nach dem ich vor Jahren den H e r r n gemalt.
Wo aber finde ich wohl den Mann,
Der mir den Judas verkörpern kann?“

Und wie der Meister so sinnt voll Pein,
Da tritt ein Fremdling zur Tür herein,
Ein schlimmer Gesell, dem Schuld und Verbrechen
Aus seinen verwüsteten Zügen sprechen.

Erst steht er da, verlegen und stumm,
Schaut nach dem Bild sich verstohlen um,
Dann setzt er zögernd Fuß vor Fuß
Und grüßt den Meister mit scheuem Gruß.
Und wie der ausblickt, flüstert er schnell:
„Ihr sucht für den Judaskopf ein Modell?
Könnt' ich, o Herr, wohl als solches dienen?
Man sagt, ich habe des Judas Mienen.
Ich brauche Geld. Mein Preis ist geringe,
Ich tu' es für dreißig Silberlinge.“

Erschrocken fährt der Meister zurück,
Dann mißt er ihn mit prüfendem Blick.
Er schaut ihm ins Antlitz und steht wie erstarrt:
„Das ist der Mann, den ich lange erharret,
Das sind die Züge, die ich gesucht,
So tückisch lauend, so gottverflucht,
Wie sie nur zeigt ein Angesicht,
Das nie gestrahlt in der Reinheit Licht.“

Schnell macht Leonardo sich bereit
Und malt und malt und gönnt sich nicht Zeit,
Bis er zustande den Kopf gebracht,
Der ihm solange zu schaffen gemacht.

Und als er geendet, schaut er den Mann
Noch einmal seltsam prüfend an

Und fragt, als jener sich schickt zum Geh'n:
„Wo hab' ich Euch früher doch schon geseh'n?“

Und jener blickt zögernd auf und spricht:
„O Herr, erkanntet Ihr mich denn nicht?
Ich kam geschlichen zu Euch voll Bangen, —
Fünf Jahre nur sind dahingegangen,
Fünf Jahre in Lastern, Sünden und Schanden . .
Seit ich Euch zum Christus Modell gestanden!“

„Truß, blanker Hans!“

Ballade.

[Blanker Hans ist die bei den Friesen übliche Volksbezeichnung für „Meer“, speziell Nordsee.]

„Hei, Truß, blanker Hans!“ Der Friesenwogt
Jens Nielfsen sturmumbraust
Stieß in den Deich, vom Meer umwogt,
Den Spaten mit nerviger Faust.
„Komm' an, blanker Hans, hier steht mein Reich,
Hier türmt sich die feste Wand,
Hier schützt mein Heim der mächtige Deich,
Mein ist, mein bleibt das Land!

„Ich hab' ihn gebaut, den schirmenden Wall,
Im Kampf mit der stürmenden Flut,
In Regenschauer und Flockenfall,
In Frost und sengender Glut.
Ich habe die Erde aus Schlick und Sand
Entrissen dem brandenden Meer,
Nun hab' ich, nun halt' ich mein festes Land
Und keinem geb' ich es her!“

Jens Nielsen rief's und der Friesen Schar
Sah stolz auf der Wogen Grau:
„Heil dir, unser Land! Was Wüste war,
Das wird nun blühende Au!
Was vor uns die Väter ertroßt der Flut
Und wieder die Woge verschlang,
Das halten wir jetzt und schirmen es gut
Vor Sturm und Wogendrang!“

Und als sich der Abend senkte zu Thal,
Da hielten sie feiernd Ruh',
Da saßen die Friesen beim Freudenmahl
Und jubelten laut sich zu.
Sie hörten es nicht, wie im Meereschoß
Es kochte in wildem Groll,
Wie brausend die Sturmflut Stoß auf Stoß
Empor zu den Deichen schwall.

Wie höher und höher der Wogenkamm
Sich reckte in schäumender Wut,
Bis endlich über den festen Damm
Hinjagte die tobende Flut,
Bis raubtiergleich ihr geifernd Gebiß
In den krachenden Wall sie schlug
Und alles zermalmend mit sich riß
In stürmendem Beutezug. —

In Trümmer geschlagen der feste Wall,
In Trümmer der Zukunftstraum!
Rings heulender Sturm nur und Wogenprall
Und gurgelnder Wellenschaum.
Verwüstet die Scholle, von altersher
Der Friesen Freude und Trost,
Sie selbst verfallen dem wilden Meer,
Das fessellos sie umtozt.

Doch trotzig springt auf den berstenden Deich
Noch einmal der Friesenvogt:
„Komm' an, blanker Hans! Wir troken dem Streich,
So wild auch die Sturmflut wogt!
Komm' an, noch lebt unser junges Geschlecht
Und stellt sich für uns in die Schanz',
Und sein ist die Zukunft nach ewigem Recht,
Wir weichen nicht! Truh, blanker Hans!“

Selbst ist der Mann!

Alles, was ich zustande gebracht,
Das habe ich aus mir selber gemacht.
Was ich gewirkt und was ich errungen,
Aus meinem Eigensten ist es entsprungen,
Was ich erreicht und was ich geschafft,
Ich danke es mir nur und meiner Kraft.

Und wo doch manches in meinen Taten
Nicht recht gelungen und schief geraten,
Da waren's die Menschen, die mir entgegen
Sich hindernd stellten auf meinen Wegen,
Die alle möglichen Klöße und Steine
Mir störend warfen zwischen die Beine,
Daß ich im besten Vorwärtsschreiten
Nicht anders konnte, als auszugleiten
Und arge Seitensprünge zu machen,
Die gar nicht paßten zu meinen Sachen.

Oft, wenn ich so überdenk' mein Leben,
Laß ich im Geiste vorüberschweben
Die vielen mannigfachen Gestalten,
Die mich so tückisch aufgehalten
Und immer wieder versucht zuzeiten,
Vom rechten Wege mich abzuleiten.

Und unter all den schändlichen Wichtern,
Den wohlbekannten und fremden Gesichtern,
Da traf ich immer wieder auf eins,
Das sah beinahe so aus, wie meins,
Und grade der war am meisten betan,
Mir Steine zu werfen in meine Bahn.

Und staunend frag' ich mich immerdar:
Wie kommt der Kopf in der anderen Schar?
Was macht der garstige Kerl sich so breit?
Woher die verwünschte Uehnlichkeit?

Zwei Sonette.

I.

„Ach, könnt' ich doch mein Leben neu beginnen!“
Hast Du nicht oft mit Seufzen so gesprochen,
Wenn aufgestört Dir Deine Pulse pochen
Und die Gedanken nichts als Reue spinnen?

Doch käm' es so, was würdest Du gewinnen?
Ob auch Erfahrung Dir den Star gestochen,
Du bleibst derselbe bis ins Mark der Knochen,
Der stets Du warst und kannst Dir nicht entrinnen.

Und schwörst Du auch mit noch so teurem Eide
Dich von Dir los, stets folgt Dir treu ergeben
Die alte Torheit nach in neuem Kleide.

Und wieder, wenn sich erst die Schleier heben,
Wirst klagen Du, wie einst, in bitterm Leide:
„Ach könnt' ich neu beginnen doch mein Leben!“

II.

Laß ab zu klagen drum! Nicht rückwärts drehen
Kann Dir des Lebens Achse Dein Verlangen.
Niemand vergeht, was scheinbar längst vergangen
Und was gesch'eh'n, machst nie Du ungesch'ehen.

Den Lebensweg kannst Du nicht zweimal gehen.
Drum bleib' nicht in der Reue Nehen hangen,
Statt unverzagt das Neue anzufangen
Und frischen Mutes vorwärts nur zu sehen.

Was auch die Zeit zertrat mit hartem Hufe,
Des Menschen Wille hat ein zähes Leben.
Begang'ne Torheit nütze nur als Stufe,

Um über sie Dich aufwärts zu erheben
Und täglich tritt ans Tagwerk mit dem Rufe:
„Was war, das war! Frisch auf zu neuem Streben!“

Das Mitleid.

Oft, wenn schlummernd um Mitternacht
Rings die Erde sich hüllt in Schweigen,
Ist es, als ob ein Seufzen erwacht,
Um zum Himmel emporzusteigen.
Raum vernehmbar dem Menschenohr
Klingt es, wie fernes Klagetönen,
Schwillt dann lauter und lauter empor,
Wie ein tausendfältiges Stöhnen.

Das ist der Menschheit ewiger Fluch,
Der mit ihr durch die Zeiten schreitet,
Der von der Wiege zum Leichentuch
Alles Menschenleben begleitet;
Das ist des Glückes Sterbechoral,
Der sich anstimmt immer aufs neue,
Das ist die Sorge, die Not und die Qual,
Das ist die Sünde, die Schuld und die Reue.

Das ist das Elend, das durch die Welt
Als ein Sendling finst'rer Gewalten
Ewig seinen Triumphzug hält,
Wechselnd in tausenderlei Gestalten,

Darbenden nimmt es das letzte Brot,
Treibt sie bettelnd hinaus auf die Gassen,
Blühende Wangen, jugendrot,
Läßt es in Kummer und Not erblaffen.

Seht Ihr den Mann? Vom Fieber matt,
Stumm und starr bei der Seinen Jammer
Liegt er auf harter Lagerstatt
Hilflos da in ärmlicher Kammer.
Seht Ihr das Weib? Ihr letztes Gewand
Schlingt sie frierend um ihren Knaben. —
Oeffnet ihr niemand die milde Hand?
Reicht ihr niemand der Notdurft Gaben?

Keiner sieht sie. Ihr Schmerzgestöhn
Es verhallt in dem Seufzen der Menge —
Da von des Himmels Sternenhöh'n
Tönt es herab wie Harfenklänge.
Nieder schwebt eine hohe Frau,
Zieht sie an sich mit weichen Armen;
Ihr in dem Auge, wie Tränentau,
Schimmert die Liebe, grüßt das Erbarmen.

Auf die Stirne legt sie die Hand
Kühlung spendend dem Fieberkranken,
Wärmend hüllt sie ins eigne Gewand
Mutter und Kind und wehrt dem Danken.

Schwebt dann segnend weiter und singt
Leise ein Lied und wird nicht müde,
Bis das Seufzen der Menschen verklingt
Vor des Mitleids tröstendem Liede.

Kopf hoch!

Statt dem Klagen
Zu entsagen,
Gibt es heute
Viele Leute,
Die die Wunden
Schwarzer Stunden
Durch ihr Wimmern
Nur verschlimmern,
Die nichts kennen,
Als zu flennen,
Als zu schmollen
Und zu grollen,
Allem Uebeln
Nachzugrübeln,
Drauf versessen,
Zu vergessen,
Was das Leben
Sonst gegeben:
Licht und Sonne,
Glück und Wonne!
Die vergeuden,
Was an Freuden,
Rosenroten,
Es geboten!

Greif zu!

Wenn Dir das Glück den Goldpokal kredenz,
Greif zu und kost' ihn!
Der Becher, der so golden heut noch glänzt,
Leicht trübt der Kost ihn.

Dann set' ihn an die durst'gen Lippen an
Und trink' ihn flink leer, —
Sonst steht er, wenn zu lang man sich besann,
Auf einen Wink leer.

Das Lied des Todes.

Hörtet Ihr je, umbraust von Gewittern,
Singen den Sturm sein gewaltiges Lied?
Sahst Ihr die Erde beben und zittern?
Das ist der Tod, der vorüberzieht.
Seine furchtbare Sense schwingend,
Vor sich der Feuerbrünste Fanal,
Sterben rings und Verderben bringend
Singt er im Sturm seinen grausen Choral:

„Nieder mit Euch, Ihr Menschengelichter,
Die Ihr Euch dünket die Herren der Welt!
Ich bin der unbestechliche Richter,
Der Euer Loß in den Händen hält.
Heut laß ich Euch träumen und spielen,
Törichte Kinder der flüchtigen Zeit,
Träumen von hohen Plänen und Zielen
Und von stolzer Unsterblichkeit.

Morgen löscht aus dem Buche des Lebens
Euch meine harte Schicksalsband,
Und als Denkmal Eures Strebens
Deckt Euch ein kleines Häufchen Sand.

Hattet Ihr Schmach und Schande erworben,
Wart Ihr an Ruhm und Ehren reich,
Ich mach' Euch alle, sobald Ihr gestorben,
Alle, alle einander gleich.

Kennt Ihr sie, meine Abgesandten,
Die der Welt verkünden mein Nah'n?
Die als willige Leibtrabanten
Mir bereiten die grausige Bahn?
Gift und Seuchen, die Ungeheuer,
Elend, Sorge, Hunger und Not?
Selbst das Wasser und Luft und Feuer
Morden tückisch auf mein Gebot.

Doch als treueste Diener von allen
Lob' ich, Ihr Menschen, Euch selber mir.
Tausend blutige Opfer fallen
Eurer unersättlichen Gier.
An dem Blutrausch endloser Kriege
Freue ich mich, nur ich allein,
Und der letzte und größte der Siege
Ist und bleibt doch auf ewig mein!“

Weihnacht 1919.

Christnacht! Sende dein Leuchten nieder
In die dunkelumstarrte Welt,
Daß beim Klange der Weihnachtslieder
Festessfreude den Einzug hält.
Laß die Menschheit im hastenden Treiben
Wieder spüren der Gottheit Nähe,
Daß wir außs neue ins Herz uns schreiben:

„Ehre sei Gott in der Höhe!“

Laß vor des Festes heiligen Lehren
Schwinden allen Hader und Zwist
Und der Selbstsucht schnödes Begehren,
Das an dem Marke der Völker frißt.
Stille unser Hangen und Bangen,
Laß es endlich zur Wahrheit werden,
Was wir ersehnen mit heißem Verlangen:

„Friede auf Erden!“

Lange genug hat das Elend gedauert,
Das die Saat des Hasses uns schuf.
Laß die Menschheit, von Undacht durchschauert,
Lauschen der Liebe göttlichem Ruf!
Laß die dunklen Schatten entschweben,
Die sich zu drohenden Wolken ballen,
Schaffe wieder uns Freude am Leben

„Und an den Menschen
ein Wohlgefallen!“

Der nordische Winter.

Wer mag den rauhen Winter leiden?
Wer gibt nicht in der Konkurrenz,
Die ewig waltet zwischen beiden,
Den Preis dem holden jungen Lenz?

Wie soll man auch den Alten loben,
Der hämisch nur den Bart sich streicht,
Wenn schrill der Nord mit wildem Toben
Dem Wirbelschnee zum Tanze geigt?

Schwingt übellaunig er sein Szepter,
So folgt der Schnupfen seinem Schritt
Und im Geleite tückisch schleppt er
Gar Croup und Influenza mit.

Und doch — wie ihn der Lenz auch höhne
Als Mörder aller Poesie,
Des greisen Winters Zauberschöne
Erreicht der junge Lenz doch nie.

Prahlt dieser mit den Purpurrosen,
Die ihm der Sonne Gunst verlieh'n,
So brüstet der beim Sturmesofen
Sich stolz im Silberhermelin.

Wenn schweigend in der weißen Hülle
Der Winterwald versunken steht
Und Sonnenglanz in Sabbath=Stille
Ihn mit Brillanten übersät;

Wenn leise, wie erstarrte Tränen,
Der Schnee vom Himmel niederfloßt,
Und ein geheimnisvolles Sehnen
Nach Glück und Ruh der Brust entloßt;

Wenn uns mit majestät'schem Dröhnen
Umbraust des Schneesturms Melodie,
Wie ruheloser Geister Stöhnen —
Auch das, auch das ist Poesie!

Zeitgemäße Lyrik.

Es hält mich ein Weib in ihrem Bann,
Eine arge Zauberinne,
Die schon vor mir manch anderem Mann
Vergiftet Herz und Sinne.

Wohl weiß ich, ihre Tücke ist groß,
Und viel noch muß ich erleiden,
Und dennoch komm' ich von ihr nicht los,
Und sie will von mir nicht scheiden.

Sie liebt mich, doch in besonderer Art,
Nicht so, wie andere Frauen,
Nicht weiß sie zu kosen sanft und zart,
Ihre Liebe bringt Furcht und Grauen.

Bald fliegt sie wild in stürmischer Hast
An den Hals mir mit klammernden Armen,
Biß ohne Luft, schon erstickend fast,
Ich kraftlos fleh' um Erbarmen.

Bald haucht sie mir ihren Odem ein,
Den fliegenden, glühend=heißen,
Daß schier in tobender Fieberpein
Die zuckenden Nerven mir reißen.

Bald küßt mich das diabolische Weib
Mit solcher Glut auf die Stirne,
Daß fieberschauern mir bebt der Leib
Und das Blut mir steigt zum Gehirne.

Sie hat es nun einmal mir angetan,
Mir Leib und Seele gebrochen,
Es schmilzt im unseligen Fiebertwahn
Dahin mir das Mark in den Knochen.

Meine Augen sind matt und dumpf mein Gehör,
Ja mit Schrecken werd' ich es inne,
Ich schmecke sogar und ich rieche nichts mehr,
Vertaubt sind mir all meine Sinne.

Doch jetzt ist's zu Ende mit meiner Geduld,
Ich will mich zusammenraffen,
Der Himmel verzeiht mir gewiß die Schuld,
Ich muß sie vom Halse mir schaffen.

Ich weiß ein Gift, eine Mordsmedizin,
Ein Pulver ganz ohne Essenza,
Halb Phenacetin, halb Antipyrin —
Nun hüte Dich, Frau Influenza!

Renommisten.

Drei Freunde saßen beim Pokal
Zu lobesamem Werke,
Sie rühmten ihrer Humpen Zahl
Und priesen ihre Stärke.

Der eine sprach: Jüngst hatt' ich still
Den Weg zum Wald genommen,
Und wie ich just mich wenden will,
Sah' ich drei Gauner kommen.

Die bringen plötzlich auf mich ein,
Die Börse mir zu rauben.
Was kann der eine Mann allein,
So mochten sie wohl glauben.

Ich aber hob nur meine Faust,
Und wie mit mächt'gem Pralle
Sie auf den ersten niedersaußt,
Da lagen sie auch alle!

Der zweite drauf: Mein lieber Schatz!
Ich will nichts sagen, aber —
Du kennst doch auf dem Rathausplatz
Den mächt'gen Randelaber.

Zwei Wochen sind's, da hatt' ich spät
Gezech in Freundesmitten,
Und kam nach Hause, wie 's so geht,
Mit etwas schwancken Schritten.

Um Randalaber stieß ich an
Und fiel — und, außs Gewissen!
Ich hielt mich bloß im Fallen dran
Und hab' ihn umgerissen.

Der dritte hörte schmunzelnd zu
Und sprach drauf zu den beiden:
Wer stärker ist, er oder Du,
Das will ich nicht entscheiden.

Allein, so stark Ihr zwei auch seid,
Den Preis muß Euch entreißen
Doch König August, seinerzeit
Der Starke nur geheißten.

Der war so stark — mit steifem Arm
Hielt er zwei Kronbasallen
Hinaus zum Söller — Gott erbarm' l —
Und ließ sie beide fallen.

Allegorisches.

Birkenbaum
Schwankt im Winde
Mit der Rinde
Weiß wie Schaum.

Ernsten Kleids
Träumt die Tanne
Stumm im Banne
Tiefen Leids.

Sturmumschnaubt
Trotzt dem Streiche
Stolz der Eiche
Kronenhaupt!

Sommerabend in Remagen.

Horch, die Vesperglocken klingen!
Friede sinkt auf jedes Haus
Und im Dufte der Syringen
Breitet seine weichen Schwingen
Weit der Sommerabend aus.

In dem Schmuck des Sternenzirzens
Schlummert still die Erde ein.
Nur im Spiel des Wellentanzes
Flimmert noch des Sonnenglanzes
Lehrt blasser Widerschein.

Nun dem Tag entsank der Zügel,
Bringt die Nacht auch ihn zur Ruh.
Dämmernd über Thal und Hügel
Deckt mit ihrem sanften Flügel
Alles Leid der Welt sie zu.

Abendstimmung.

Durch die Wälder wandelt der Wind,
Streift mit leisem Streicheln die Bäume,
Wie die Mutter ihr müdes Kind
Abends wiegt in Schlaf und Träume.

Alle Vöglein schlummern im Hag,
Alle Blumen neigen ihr Köpfchen,
Und der Tau weint trauernd dem Tag
Nach sein Perletränentröpfchen.

Liebeswerben.

Jugendscheues Liebeswerben!
Sanftes Schmeicheln,
Zartes Streicheln,
Wangen, die sich rot verfärben,
Wenn ein Blick aus spröden, herben
Unerfahr'nen Augen trifft.
Und berauscht vom holden Gift
Still dann sterben!

Sturmerprobtes Manneswerben!
Das Gelingen
Stark erzwingen,
Um aus trotzgebroch'nen Scherben
Ganz der Blume Duft zu erben
Als erkämpften Siegespreis,
Sei's zum Glücke oder sei's
Zum Verderben!

In Erwartung.

Dreimal vierundzwanzig Stunden!
O wie langsam schleicht die Zeit,
Bis die zögernden Sekunden
Dreimal sich zum Tag gereiht.

Aber wenn der Trennung Qualen
Ich geduldig abgebüßt,
Wenn aus deines Auges Strahlen
Wieder hell das Glück mich grüßt;

Wenn die Lippen, die so lange
Nach den andern sich gesehnt,
Heiß sich finden und sich Wange
Stillbeglückt an Wange lehnt, —

Dann, ihr eilenden Sekunden,
Dann, o dann ist Zögern's Zeit:
Dehnt Minuten dann zu Stunden,
Stunden dann zur Ewigkeit!

Ein Haar von Deinem Lockenhaupt.

Ein Haar von Deinem Lockenhaupt,
Ein blondes Haar, so weich wie Seide,
Mir frei geschenkt, nicht keck geraubt,
Trag' ich bei mir in goldnem Kleide.

Es ruht in meiner Kapseluhhr,
Vom Deckel sorgsam festgehalten,
Ein kleines Ungedenken nur,
Und doch von zauberkräft'gem Walten.

Du knüpftest mit geschickter Hand
Zur leichten Schlinge es, o Mädchen;
Nun spinnt zu einem starken Band
Sich heimlich fort das schwache Fädchen.

Und was Du auch im stillen sinnst,
Du fühlst gleich mir es unabweisbar:
Es wächst der Liebe zart Gespinnst
Unsichtbar, aber unzerreißbar.

Es war einmal!

Liebste, es war einmal!
Kinder noch waren wir beide,
Schwärmten durch Flur und Heide,
Jauchzend im Sonnenstrahl!

Liebste, es war einmal!
Wußten noch nichts vom Scheiden,
Nichts von vergessenen Eiden,
Nichts von Sehnsucht und Qual.

Liebste, denkst Du noch dran?
Sonnenbeschiene und helle
Schäumte des Glückes Quelle,
Bis sie im Sande zerrann. . . .

Liebesbeichte.

Komm' her und schlinge um mich den Arm
Und bette mein Haupt Dir am Herzen so warm,
Das Antlitz richte mir still empor
Und beuge lauschend herab Dein Ohr,
Damit mein Mund Dir Antwort gibt,
Ob je vor Dir einen Mann ich geliebt!

Mein Herz war jung und heiß mein Blut,
Nach hohen Dingen stand mir der Mut.
Ich konnte nicht leben im Alltagsdunst,
Ich strebte nach Freiheit, ich schwärmte für Kunst,
Und träumte von Liebe so flammend heiß,
Die nichts von Grenzen und Schranken weiß.

So zog ich hinaus in die weite Welt,
Die Brust von doppeltem Sehnen geschwellt:
Nach Menschenglück und Künstlerlum,
Nach glühender Liebe und stolzem Ruhm.

Und als ich am blauen Ostseestrand
Zum erstenmal auf der Bühne stand,
Vom Beifall der Menge stürmisch umrauscht, —
Mit keinem Könige hätt' ich getauscht,
Und dennoch war mir's in tiefster Seele,
Als ob mir zum Glück das Beste fehle.

Dort war es, wo ich zuerst ihn sah.
Noch weiß ich's, als ob es gestern geschah.
Das Stück war aus. Im Kurhausaal
Da saßen wir Künstler beim späten Mahl
Und ringsumher in buntem Gemisch
Viel andre Gäste Tisch an Tisch.

Nicht weit von uns, da saß auch er
Und höflich grüßte er zu uns her.
Ein schöner Mann, kaum dreißig alt,
Von schlankem Wuchs und hoher Gestalt,
Das Auge voll schlummernder Leidenschaft,
Ein Bild von Selbstbewußtsein und Kraft.

Oft war sein Name mir schon genannt.
Man rühmte ihn rings in Stadt und Land
Als schneidigen Reiter, dem weit und breit
Kein Zaun zu hoch, kein Graben zu weit.
Auch ging die Kunde, daß manches Herz
Er schon bezwungen in Ernst und Scherz,
Und daß seine Villa Weltin-Kastell,
Wo nah der Stadt er als Junggesell
Des Seestrands Sommerkühle genoß,
So manches süße Geheimnis umschloß.

Ich lernte ihn kennen und bald umwand
Uns beide unmerklich ein stilles Band.
Ich fühlte, ich weiß nicht, wie es kam,

Daß ihn mein Wesen gefangen nahm
Und unwillkürlich trieb es mich, ihn
Noch mehr in meine Fesseln zu zieh'n.

So fand ein Abend wieder einmal
Uns beide beisammen im Kurhausaal.
Ich hatte, im Innersten aufgewühlt,
Daß Gretchen in Goethes Faust gespielt,
Und stand noch unter der Dichtung Bann,
Die mich mit ihrem Zauber umspann,
Daß heißer als sonst mit fiebernder Glut
In den Adern mir pochte das junge Blut.

Schnell zogen die flüchtigen Stunden vorbei.
Schon wies der Zeiger der Uhr auf Zwei,
Als endlich die Stunde des Aufbruchs schlug.

Wir traten hinaus. Ein Viererzug
Stand vor der Türe im Halbmondschein
Und lud zu erfrischender Rundfahrt ein.
Sein Wagen war's. Schwül lockte die Nacht,
Und mir von den Lippen fiel unbedacht
Das törichte Wort: „Welch prächtig Gespann!
„Wie glücklich, wer da mitfahren kann!“

Drauf er: „Mein Fräulein, befehlen Sie nur,
Die Nacht ist mild, eine kleine Tour,
Eine kurze Fahrt durch den Frühlingsduft,
Sie schöpfen ein wenig frische Luft,

Ein halbes Stündchen zu mir hinaus
Und sicher bring' ich Sie dann nach Haus.
Im Fluge hin, im Fluge zurück,
Ein schneidiges Wettfahrprobestück!“

Ich wollte nicht recht und zögerte scheu,
Doch dringend und dringender hat er auf's neu',
Bis endlich mein warnendes Denken schwieg,
Und ich zu ihm in den Wagen stieg.

Ein Schnalzen der Zunge, ein kurzer Pfiff,
Daß wildes Feuer die Tiere ergriff,
Ein rascher Ruck und wir flogen dahin.
Mir war so weich, so träumend zu Sinn,
Ich kann nicht sagen, wie mir geschah,
Mir war, als wäre mein Glück mir nah'.

Und weiter und weiter ging die Fahrt,
Nicht Peitsche noch Zügel wurden gespart.
Mit fliegenden Hufen, langgestreckt,
Mit schraubenden Rüstern, schaumbedeckt,
So brauste das feurige Biergespann
Gleich gespenstigen Schatten rasend hindann.
Raum war in des Mondes flimmerndem Schein
Der Weg zu seh'n. Ueber Stock und Stein,
Ueber knisternden Rieß und knirschenden Sand
Ging's fort zum dämmernden Meeresstrand.

Mit bebendem Atem, zu Schnee erblaßt,
Saß schweigend ich da; halb angsterfaßt,
Halb seltsam berauscht, wie von taumelnder Lust
Schlug wonnedürstend das Herz in der Brust.

Da plötzlich schrak ich vom Traume auf.
Die Kofse hemmten den wilden Lauf,
Ein flackernder Lichtschein auf uns fiel,
Ein Diener nahte — wir waren am Ziel.

Wir stiegen aus. Wie im Zauberbann
Schritt stumm ich Stufe um Stufe hinan,
Bis endlich aus fieberndem Traume wach,
Ich um mich sah. Ein Prunkgemach,
Von blinkenden Spiegeln rings umstellt,
Von farbiger Ampel matt erhellt,
Lud mich mit lockendem Dämmerchein
Zur Rast auf schwellenden Polstern ein.

Und wieder schlich es ins Herz mir auf's neu
Wie zitternde Angst, wie zagende Scheu.
Ich wollte zurück. Doch des Grafen Hand
Hielt mich mit leisem Druck umspannt
Und zaudernd hört' ich sein schmeichelndes Wort:

„Mein Kind, Du willst doch nicht jetzt schon fort?
Die müden Pferde bedürfen der Rast.
Ein halbes Stündchen nur sei mein Gast.

Erst noch ein Glas auf Dein Wohl geleert,
Eh' wieder Dein Weg sich heimwärts kehrt.“
Zum Polster zog er mich hin und ich blieb.
Mir war es ums Herz, wie dem zögernden Dieb,
Der halb schon gewendet zu rettender Flucht
Noch einmal greift nach der lockenden Frucht.

Ein Diener trat in das Zimmer herein.
Er brachte uns Gläser und perlenden Wein,
Von innen feurig, von außen kalt,
Und still, wie er kam, verschwand er alsbald.

Wir leerten ein Glas, wir leerten zwei,
Er sah mich schweigend an dabei,
Raum kam von seinen Lippen ein Wort,
Doch um so rastloser plaudert' ich fort.
Ich wollte betäuben die fiebernde Glut,
Die heiß der Wein mir goß in das Blut,
Ich wollte entgehen dem lodernden Zwang,
Mit dem sein werbender Blick mich umschlang.

Da plötzlich stieg es wie Angst mir empor
Und glühende Worte vernahm mein Ohr:
„Was soll die Verstellung? Was strengst Du Dich an?
Du kommst doch nicht los aus meinem Bann.
Und wenn Du auch noch so kühl Dich gibst,
Du weißt ja selbst nicht, wie Du mich liebst,

Du ahnst ja selbst nicht, wie sehr Du mein,
Wie Du mir nur gehörst, nur mir allein!
Wie Dein ganzes Fühlen nichts süßeres kennt,
Als den Kuß, der Dir jetzt auf den Lippen brennt!“

Und starr, wie gebannt von magnetischem Zwang
Litt stumm ich, daß mich sein Arm umschlang,
Und glühend Lippe auf Lippe gepreßt
Hielt heiß er in wilder Umarmung mich fest,
Biß grell, wie ein Blitz die Finsterniß,
Ein Wort meiner Seele Schleier zerriß,
Das Wort: „Nur eine Stunde sei mein,
Und Gold und Reichthum und Schätze sind Dein!“

Da fiel es, wie Schuppen vom Auge mir.
Nicht Liebe mehr sah ich, nur rohe Begier,
Kein Herz, das ein anderes Herz begehrt,
Nur schnödes Schachern um Goldeswert,
Nicht zärtliches Werben, nur lechzende Brunst,
Nicht leuchtende Flammen, nur qualmenden Dunst.

Und schauernd riß ich von seinem Schoß
Aus seiner heißen Umarmung mich los.
Ich stieß, dem lähmenden Zauber entrafst,
Ihn von mir mit wildaufbäumender Kraft,
Daß rückwärts taumelnd er an der Wand
Erst wieder Halt und Stütze fand.

Wohl trat er außs neue an mich heran,
Ich aber herrschte ihn drohend an:
„Noch einen Schritt und ich springe hinab
Aus dem Fenster und such' in den Wellen mein
Grab.

Gib frei den Weg mir, laß mich hinaus,
Ich will nur eines: nach Haus, nach Haus!“

Noch einmal wagte er mir zu nah'n,
Noch einmal suchte er mich zu umfah'n.
Doch als er mir nur ins Auge geseh'n,
Da blieb er wie angewurzelt steh'n,
Er sah, das war kein leeres Droh'n,
Und er sprach zu mir aus anderem Ton:

„Sie wollen nach Hause! Wohlan, es sei,
Die Tür ist offen, der Weg steht frei.
Ein Irrtum war es, wenn ich gedacht,
Daß Liebe zu mir Sie hergebracht.
Doch eh' Sie für immer scheiden von hier,
So sagen Sie nur noch dies eine mir:
Was trieb so blind Sie in die Gefahr?
Was war es, wenn es nicht Liebe war?“

Und ich darauf: „Sie haben ein Recht
Zu dieser Frage. Wohl schein ich schlecht;
Doch pocht in den Adern auch heiß mir das Blut,
Mich wegzuworfen, bin ich zu gut.

Ich bin, um schlecht zu werden, zu klug,
Um gut zu sein, nicht gut genug.
Nach Abenteueru'n dürstet mein Sinn,
Doch gäbe ich einem Manne mich hin,
So müßte die Liebe so stark und groß,
So zwingend sein und so schrankenlos,
Daß machtlos zerstöbe Ehre und Pflicht, —
Und diese Liebe, die kenne ich nicht.
Was mich getrieben an Ihre Brust,
Es ist mir selbst nicht klar bewußt.
Halb war es Neugier und Lebensdrang,
Halb Sinnenreiz und Stimmungszwang.
Doch weiß ich eines: was es auch sei,
Von echter Liebe war nichts dabei,
Von jener Liebe, die Herz und Geist
In ihre unlösbaren Schlingen reißt,
Die still das Ich erst wiedergebiert,
Wenn es sich ganz im Du verliert,
Die nichts verlangt und alles gibt,
Und glücklich ist, nur weil sie liebt.
Eine Torheit war es, daß ich kam,
Und scheidend nehm' ich nur mit die Scham,
Daß das geschah, was heute gesch'eh'n! —
Und nun leb' wohl und laß mich geh'n!“

Ich schritt zur Thür und trat hinaus.
Er führte mich schweigend aus dem Haus.

Ich trat an den Wagen, er hob mich hinein,
Und heimwärts fuhr ich stumm und allein.
Verweht war der Zauber, der heiß mich umstrickt,
Mir war's, als wäre ich — halb schon erstickt —
Noch glücklich entronnen aus modriger Gruft,
Und atmete wieder Lebensluft.
Ich schloß die Augen und trank und trank
Den Morgenhauch und die Nacht versank.

* * *

Wie liegt jene Nacht jetzt so weit mir, so weit!
Doch dank' ich ihr. Sie hat mich gefeit,
Gefeit vor mir selbst, gefeit vor der Welt,
Wie listig sie auch ihre Netze gestellt.
Was auch in jener Stunde gesch'eh'n,
Ich kann Dir frei in das Auge seh'n.
Was ich auch sonst im Leben erfuhr,
Es lehrte mich stets das eine nur:
Die Liebe ist wert nur, daß sie stirbt,
Wo nicht auch Seele um Seele wirbt.
Du bist's, der mich diese Liebe gelehrt,
Du hast mich wieder zum Glück bekehrt.
Des Herzens Blüten, die starr und steif
Mit Eis überzogen des Lebens Reif,
Die kalter Zweifel mit Schnee bedeckt —
Du hast zu neuem Lenz sie geweckt.
Mit lebenspendendem Sonnenschein

Zog Deine Liebe ins Herz mir hinein.
Ich blicke Dir still in das Angesicht
Und frage nach Himmel und Erde nicht.
Mein ganzes Sein, es jauchzt Dir zu,
Mein ganzes Ich, es lebt nur im Du,
Ich kenne nur Deinen Willen allein
Und hab' keinen Wunsch, als Dein zu sein.
So nimm mich mit allem, was ich bin,
Mit Leib und Seele nimm mich hin!

Nixe.

Wie eine Nixe schlangenföhl,
So scheinst Du, doch ich seh' im Flimmern
Des Blicks Dein loderndes Gefühl
Versteckt aus dunkler Tiefe schimmern.

Das Meergrün Deiner Augen blitzt
Wie Mondschein auf erregten Wellen,
Wenn sturmbewegt und schaumumspritzt
Vom Grund der See sie aufwärts schnellen.

Ein ganzes Meer von Liebe fleht
Aus Deinem Blick nach durst'gem Leben
Und Deiner Augen Glanz verrät
Der tiefsten Seele heißes Leben!

Beim Rotwein.

Roter Wein und Mädchenlippen
Passen zueinander gut.
Reizend mischen sich beim Nippen
Lippenrot und Traubenblut.

Zwar ich wüßte, dürft' ich wählen,
Was von beiden besser schmeckt:
Allen Rotwein ließ' ich stehlen
Für ein Tröpfchen Lippensekt!

Dein Name.

Was ist ein Name?
Ein leeres Wort.
Was ist ein Name?
Ein Zauberhort!

Viel Namen klingen
Wohl an mein Ohr,
Doch schwillt nur einem
Das Herz empor.

Was hier auf Erden
Nur Liebes mein,
Ein süßer Name
Schließt alles ein.

Wie um die Perle
Sich schlingt das Gold,
Umfaßt Dein Name,
Was lieb und hold!

Am Krankenbett.

Dämm'ung webte in dem Raume
Und Du ruhest bleich und matt
In der Kissen weichem Flaume,
Wie im Schnee ein Lilienblatt.

Deine kalten Hände hielt ich
Wärmend in den meinen fest,
Mit den schlanken Fingern spielt' ich,
Wie mit Blumen spielt der West.

Dunkel senkte sich ins Zimmer,
Doch ich sah das Dunkel nicht,
Denn mit klarem Sternenschimmer
Grüßte Deiner Augen Licht.



Elternleid.

Du, des Vaters stilles Hoffen,
Du, der Mutter Seligkeit!
Anders ist es eingetroffen,
Statt der Freude gabst Du Leid!

Ohne Schuld, weil nie geboren,
Sündenrein, weil körperlos,
Hast Du Dich ins All verloren
Aus der Liebe Hoffnungsschoß.

Du nicht, wir sind zu beklagen!
Hast Du ahnend wohl gewußt,
Daß mit tausendfachen Plagen
Sich bezahlt des Lebens Lust?

Quallos durftest Du entschweben;
Unberührt von Raum und Zeit
Hast ein unvergänglich Leben
Du in Deiner Eltern Leid.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

So lang Du noch vermagst zu glauben
An Dich und Deine eigne Kraft,
So lang vermag Dir nichts zu rauben
Den Lebensmut, der Wunder schafft.

So lang Du noch vermagst zu lieben
Die Menschen und die weite Welt,
So lange ist Dir auch geblieben
Das Licht, das Deinen Pfad erhellt.

So lang Du noch vermagst zu hoffen,
Ob auch das Glück Dich längst verstieß,
So lange steh'n noch stets Dir offen
Die Tore zu dem Paradies.

Moderne.

Schon fast als Verbrechen
Wird heut' es gerügt
In Versen zu sprechen,
Die kunstvoll gefügt.

Sonette, Terzinen,
Und Oden erst gar!
Wer lockt noch mit ihnen
Der Kritiker Schar?

Nicht, wer sich gesammelt
Zu männlicher Kraft, —
Wer fieberheiß stammelt
Vor Leidenschaft;

Wer Rhythmus und Wohlklang
Selbstherrlich verschmäh't
Und nur mit dem Hohlklang
Der Phrase sich bläht, —

Nur den preist als Dichter
Die hohe Instanz
Der kritischen Richter
Und reicht ihm den Kranz.

Aus einer Novelle.

1.

Du liebst mich mehr, als Du es weißt,
Du liebst mich mehr, als Du es glaubst,
Und ob Du's eine Torheit heißt
Und kaum zu denken Dir's erlaubst:

In stillen Stunden, wo voll Leid
Dich schmerzlich drückt des Lebens Last
Und in des Herzens Einsamkeit
Dich heißer Drang nach Glück erfasst,

Da steigt in Deiner müden Brust
Ein Sehnen auf und wächst und schwillt,
Und ob's Dir selber kaum bewußt,
Ich weiß, daß mir, nur mir es gilt.

2.

Löse nur still mir vom Herzen,
Löse Dich, böses Kind,
Ehe zu schwer Dir die Schmerzen
Drohender Trennung sind.

Wende von meinem Munde,
Wende die Lippen nur sacht,
Ehe aus flüchtigem Bunde
Dauernde Liebe erwacht.

Presse Dein Herz nur zusammen,
Daß nicht mit zündender Kraft
Heiß es erfassen die Flammen
Tieferer Leidenschaft.

Suche nur auszurotten,
Was Dir jezt feimt im Gemüt:
Liebe läßt nimmer sich spotten,
Wenn erst die Knospe erblüht.

Sieh', wie mit drängendem Leben
Sehnend das Herz sich Dir regt,
Alles dem Liebsten zu geben,
Was es an Blüten trägt.

3.

Nur wen'ge flücht'ge Stunden
Ein Tag, ein kurzer, kaum,
Und wie ein Hauch entschwinden
Ist unser Liebestraum.

Wie lachte Dir zur Seite
Das Glück so strahlend mir,
Nun ziehst Du fort ins Weite
Und läßt mich einsam hier.

In Freuden und in Schmerzen
Hielt ich Dich schirmend fest,
Und friedlich mir am Herzen
Fand'st Du Dein Heimatnest.

Des Glückes Sterne glühten
So hell uns und so heiß
Und immer neue Blüten
Trieb unsrer Liebe Reiz.

Bald sind jetzt blind die Sterne,
Die Blüten bald verdorrt,
Denn in die weite Ferne
Ziehst heimatlos Du fort.

Wie sich auch alles wende,
Noch niemand blieb verschont
Vom Lose, daß am Ende
Mit Leid die Liebe lohnt.

4.

Deines Herzens erste Grüße
Und die morgenfrischen Rosen

Deiner ersten Mädchenküsse
Botst Du mir, dem Friedelosen.

Und doch gab mir keinen Frieden
All das Glück, das ich besessen:
Rasch gefunden, bald gemieden,
Kurz geträumt und lang vergessen!

Aus der Oper „Das Hexenlied“.

(Musik von Otto Murschel.)

Das Lied der Hexe (auf dem Scheiterhaufen):

Muß ich verderben,
Ich junges Blut,
Lasset mich sterben
In Feuerzglut.
Lieber verlodern
Am zündenden Strahl,
Statt zu vermodern
In dumpfer Qual.
Statt zu verschmachten
In stumpfer Geduld,
Trotzig verachten,
Sünde und Schuld!
Leben und Weben
Flammenumloht:
Feuer ist Leben,
Asche ist Tod!

Loß aus der Zelle
Aengstlicher Pflicht
Himmel und Hölle
Fürchte ich nicht.

Schlaget, ihr Flammen
Tödlcher Luft,
Schlaget zusammen
Um Haupt mir und Brust.
Einmal nur trinken
Ströme des Lichts
Und dann versinken
Ins ewige Nichts.
Zitterndes Beben,
Sengende Not:
Feuer ist Leben,
Asche ist Tod!

Aus der Oper „Weltuntergang“.

(Musik von Otto Murschel.)

I.

Arns Lied

(aus dem 1. Akt).

Mag büßen und sorgen,
Wer zagt und bereut,
Mich kümmert kein Morgen,
Mich lockt nur das Heut.
Fort Weihrauchwedel
Und Litanein:
Ich küsse die Mäd'el
Und bad' mich in Wein!

II.

Fulkos Lied

(aus dem 2. Akt).

Was soll der Traum
Von Ruhm und Ehr'?
Das Glück ist Schaum,
Die Welt ist leer!
Es welkt und bricht
Der Rose Pracht,

Der Sonne Licht
Versinkt in Nacht.
Die Liebe auch,
Hintergeweht
Vom Sturmeshauch,
Vergeht, vergeht!

III.

Liebesduett zwischen Fulko und Minnegard
(aus dem 3. Akt, angefaßt des erwarteten Weltuntergangs.)

Fulko:

O Minnegard, nach heißer Sehnsuchtspein
Laß endlich, endlich jubelnd Dich umfangen!

Minnegard:

Geliebter! Dich nur sucht' ich, Dich allein,
In Deiner Nähe schwinden Angst und Bangen.

Fulko:

O Seligkeit, Dich fest ans Herz zu drücken
Zum erstenmal in heißer Liebeslust!

Minnegard:

O süßes Glück, o wonniges Entzücken,
So festgeschmiegt zu ruh'n an Deiner Brust!

Beide (zusammen):

Mag jetzt die Welt für immer untergeh'n,
Ich habe Dich, was kümmert mich die Welt?
Ich will nichts mehr, als Dir ins Auge seh'n,
Und fühlen, wie Dein lieber Arm mich hält.

Fulko:

So hast Du endlich Dich ergeben,
Auch Dich bezwang der Liebe Macht.
Aus Todesgrau'n zu lichtem Leben
Ist unser Liebesglück erwacht.

Minnegard:

Schon lange lebte mir im Herzen
Ein heißes Sehnen ungestillt
Und schweigend trug in stummen Schmerzen
Ich mit mir Dein geliebtes Bild.
Schon als Dein ungestümes Werben
Zum ersten Male mich erschreckt,
Ging Stolz und Pflichtgefühl in Scherben,
Weil Du mein Herz vom Schlaf erweckt.
Selbst in des Klosters düstrer Zelle
War immerdar Dein Bild mir nah
Und um mich strahlte Himmelsbelle,
Wenn ich im Geist Dich vor mir sah.

Nicht wollte all der Kampf mir frommen,
Nicht Rosenkranz und nicht Gebet,
Ich wußte, kommen wirst Du, kommen,
Eh' diese Welt zugrunde geht.

Fulko:

Ja, kommen muß' ich, eh' für immer
In Flammenglut die Welt zerstiebt,
Hinjauchzend über Schutt und Trümmer
Dir sagen, wie mein Herz Dich liebt.

Minnegard:

Dein harrte ich, wie stumm die Blüte
Dem Morgentau entgegenbebt.

Fulko:

Du warst der Wunsch, der mich durchglühte,
Die Sehnsucht Du, die in mir lebt.

Minnegard:

Dich lieb' ich, wie den Frühlingsregen,
Der mild die durst'ge Erde tränkt.

Fulko:

Dich lieb' ich, wie den Sonnensegen,
Der Leben, Duft und Licht ihr schenkt.

Heimat.



Das Heimatlied.

1902.

O Heimatland, auf der Begeist' rung Schwingen
Schwebt unser Lied empor zu deiner Ehr'!
Wie Sturmesbrauschen soll es brausend klingen,
Wie Glockenklang so rein, so voll und hehr!

Von Rurlands wald'gen Gauen

Durch Lidlands Bergesauen

Hell tönt's im Dreiklang bis zu Estlands Strand:
Sei uns begrüßt, o altes Heimatland!

Wie rauscht das Meer
Und singt ein Lied von uns^{ands} Söhne, Schirm und Hort

Wie stolz und stark sich deine Lu^{u.}
Die einsam steh'n auf hoher Felsenwacht!

Ob Stürme sie umschmettern,

Sie trotzen Sturm und Wettern,

Denn ihre Wurzel senkt durch Stein und Sand
Sich fest hinein ins alte Heimatland.

Und wetterhart, das trotz'ge Haupt im Nacken,
Steht um dich deiner Söhne Ehrenschnuck,
Die Faust bereit, den Griff des Schwerts zu packen,
Bereit die Hand zu festem Bruderdruck.

Im Kämpfen und im Lieben
Mit Herzblut dir verschrieben,
So schirmen dich, verschlungen Hand in Hand
Der Heimat Söhne, altes Heimatland!

Mag Leid, mag Glück durch unsre Tage treiben,
Wir halten stand, vereint unwandelbar,
„In Treuen fest!“ soll unsre Losung bleiben,
Wie sie der Väter Stolz und Ehre war!
Daß uns dies Vätererbe
Nicht sterbe, noch verderbe,
So schwört auß neu', ihr Brüder stammverwandt,
Die alte Treu' dem alten Heimatland!

O Heimatland!

1919.

Der Heimat sang ich einst ein stolzes Lied,
Es klingt nicht mehr!
Das Lied, das jetzt durch meine Seele zieht,
Tönt dumpf und schwer.

Noch rauscht das Meer am steilen Felsenhang
Von alter Zeit,
Doch was es einst von Glück und Freude sang,
Ward Schmerz und Leid.

Liv-, Est- und Kurlands Söhne, Schirm und Hort
Für Haus und Herd,
Euch weiht der Väter altes Losungswort
Auch heut das Schwert!

Doch nicht mehr schlingt sich um die heil'ge Drei
Der Einheit Band,
Und aus dem Herzen bricht der Schmerzensschrei:
O Heimatland!

Baltenland.

1917.

O Baltenland, du Schmerzensland,
Gezeichnet von des Schicksals Hand,
Erstickt in Qual und Stöhnen.
Und doch, trotz Not und Bitterkeit
Du höchstes Kleinod allezeit,
Du Kronjuwel in Glück und Leid
Der Heimat echten Söhnen.

Auch wem das Herz schon weß und alt,
Es pocht in schnellern Schlägen,
Weht grüßend aus dem Jugendwald
Ihm Heimatduft entgegen.
Ihm bleibt bis an des Grabes Rand
So heimlich traut ins Herz gebannt
Sein Kinderland, sein Heimatland,
Sein liebes altes Baltenland.

Das Verbot der Muttersprache.

(Sonett.)

1916.

So sollen wir die Sprache nicht mehr sprechen,
In der die Mutter schon in Schlaf uns sang.
Wer deutsch gedacht sein ganzes Leben lang,
Soll deutsch zu reden sich nicht mehr erfreuen.

Ihr wollt an uns Euch für die Wunden rächen,
Die Euch gekostet dieser Waffengang,
Und jeden deutschen Wortes kleinsten Klang
Verfolgt Ihr, wie ein sträfliches Verbrechen.

Ihr habt die Macht und laßt die Pfeile schwirren,
Um uns mit ihrem Gift das Herz zu spalten.
Doch irrt Euch nicht, uns könnt Ihr nicht beirren.

Es steckt ein zähes Leben in uns Balten
Und um so fester nur, trotz Euren Sbirren,
Wird jeder an der Muttersprache halten.

Protest.

1916.

In schweigendem Trauern
Verstummt das Land.
Das Wort in die Mauern
Der Häuser verbannt.
Die Sprache verboten,
Den Vätern entstammt,
Lebendig zu Toten
Wir schände verdammt!

•

Vergeblich, ihr Schergen,
Erschlagt ihr das Wort,
Es lebt selbst in Särgen
Unsterblich fort.
Es läßt sich nicht töten
Und steigt empor
In Fluch und Gebeten
Zu Gottes Ohr!

Aus schwerer Zeit.

(Psalm 137.)

An den Wassern Babels saßen wir und weinten,
Wenn, o Zion, wir an dich gedachten,
Wenn wir uns in stummen Schmerzen einten,
Unser Seufzen vor Jehovah brachten.

Unsere Harfen hängten wir mit Klagen
An des Ufers stille Trauerweiden;
Grausam von der Feinde Hand geschlagen,
Durften wir nicht sagen, was wir leiden.

Auß der Wangen kummervoller Blässe
Spricht der Gram von schlummerlosen Nächten.
Wenn ich dein, Jerusalem, vergesse,
Sei vergessen meiner eignen Rechten.

Meine Zunge soll am Gaumen kleben,
Wo ich, Zion, deiner nicht gedenke,
Wo ich meine Blicke nicht mit Beben
Hin zu dir, du meine Freude, lenke.

Herr, o höre Du auf unser Weinen,
Steig' herab zu uns in Sturm und Wettern,
Babels Kinder alle an den Steinen
Unsrer Kerkermauern zu zerschmettern.

Ohne Vaterland.

(Sonett.)

Der Mann ist einsam, der von den Genossen
Der Jugend und des Blutes losgetrennt
Und fern der Heimat, die ihn nicht mehr kennt,
Ein Leben führt allein und abgeschlossen.

Die um ihn steh'n, aus anderm Stamm entsprossen,
Mißachten, was er nur mit Ehrfurcht nennt
Und das, wofür sein ganzes Herz entbrennt,
Wird mit des Spottes Lauge übergossen.

Fürwahr, ein solches Loß ist zu beklagen!
Doch zehnfach schwerer drückt des Schicksals Hand,
Wenn in die weite Fremde hin verschlagen

Ein ganzer Stamm, vereinsamt und verkannt,
Verurteilt ist, den schwersten Fluch zu tragen,
Den Fluch: zu leben ohne Vaterland.

Wer von der Heimat scheiden soll . . .

Wer von der Heimat scheiden soll
Auf Nimmerwiederkehren,
Und sei es auch in Gram und Groll,
Dem ist das Herz zum Bersten voll
Von Zähren, heißen Zähren.

Und schenkt ihm auch der fremde Strand,
Was er noch nie besessen, —
Das Land, wo seine Wiege stand,
Das traute Jugendheimatland
Kann er doch nie vergessen.

Was auch die Fremde ihm verspricht,
Er irrt doch in der Wüste,
Die Sonne schenkt auch dort ihm Licht,
Doch seine Sonne ist es nicht,
Die einst so hell ihn grüßte.

Was er im Heimatlande ließ,
Gibt's doch in keinem andern.
O du, mein Jugendparadies,
Das einst mir alles Glück verhieß, —
Daß ich von dir muß wandern!!

Der 25. Februar 1918.

Revals Dank.

Ueber die Täler, über die Hügel
Hört ihr es rauschen, wie Adlersflügel?
Seht ihr, schimmernd in reißiger Wehr
Scharen auf Scharen ziehen daher?
Unaufhaltfamen Sieg auf den Fahnen
Führt sie der mächtige Ar der Germanen.

Und wir lauschen den nahenden Schritten . . .
Ach, wir haben so schwer gelitten,
Manches gefehlt und manches verschuldet,
Aber unsagbar viel mehr erduldet,
Waren von roher Gewalt geknechtet,
Waren entrechtet, waren geächtet!

In den Häusern Sorge und Leid,
Unsere Kirche schamlos entweiht,
Aus den Schulen mit frevelnder Hand
Gott und Gotteswort verbannt.
Vogelfrei und an Leib und Leben
In der Ruchlosen Hand gegeben
Schmachten in finsternen Kasematten
Väter und Söhne uns, Brüder und Gatten!

Und wir hoben zum Himmel die Hände:
„Mach' ein Ende, o Herr, ein Ende,
Mach uns von Not und Elend frei,
Führe Du selbst die Retter herbei!“

. . . . Und sie kamen. Es dröhnt ihr Schritt.
Trost und Hoffnung bringen sie mit.
Ueber die frostgepanzerten Wogen
Kommen im Wintersturm sie gezogen,
Durch des Schneefelds eisige Strecken
Kämpfen sich durch die reißigen Recken,
Schützen mit ihrem deutschen Schwert
Unsere Heimat und Haus und Herd!

Und auf allen Wegen und Stegen
Jubelt und jauchzt es den Helden entgegen.
Von den Giebeln und von den Altanen
Unserer Häuser winken die Fahnen,
Von den Türmen mit hellem Frohlocken
Schwingen die Klänge der grüzenden Glocken,
Und in den Herzen mit bebendem Klang
Tönt es: „Ihr Retter, habt Dank, habt Dank!“

Trinkspruch auf Lübeck und Bremen.

(Anläßlich des Besuches ihrer Vertreter in Reval
am 7. Sept. 1918.)

In alten Chroniken steht es geschrieben,
Wie einst in reißiger Wikingerfahrt —
Schon sind es her der Jahrhunderte sieben —
Liv-Estlands Rüste ersegelt ward.
Wo kamen sie her, die wackeren Helden,
Von denen die alten Mären uns melden?
Von welchen Ufern, von welchen Strömen,
Um unser wildes Ostland zu zähmen?
Aus Lübeck und Bremen.

Was brachten sie uns? Gar köstliche Gaben,
Die sich vererbt von Geschlecht zu Geschlecht:
Den Stolz, so hohe Paten zu haben,
Den Bremer Mut und das lübische Recht.
Und das höhere Recht, trotz Not und Verderben
Als Deutsche zu leben, als Deutsche zu sterben.
Und ließen wir dieses Recht uns nehmen,
Wir müßten in tiefster Seele uns schämen
Vor Lübeck und Bremen.

Du, Bremen, daß mit der Flugkraft der Möwe
In Handel und Wandel die Schwingen regt,
Und Lübeck, du, dem schon Heinrich der Löwe
Den Welfentrog in die Wiege gelegt,
Ihr seid uns ein Vorbild seit alten Zeiten
Im Wirken und Schaffen, im Rämpfen und Streiten.
Geschmückt mit des Arbeitsfleißes Emblemen,
Gekrönt mit des Bürgergeist's Diademen,
Hoch Lübeck und Bremen!

Den Frauen der Heimat.

(Mel.: Es liegt eine Krone im tiefen Rhein, von Hill.)

Manch jubelndes Lied an der Ostsee Strand
Tönt hell dir zu Ehren, o Heimatland,
Und wo solch ein Lied aus dem Herzen sich ringt,
Da dringt es zu Herzen und singt und klingt:
O Heimat, du traute, wir lassen dich nicht,
Dir schlägt unser Herz, bis im Tode es bricht.

Nicht schmückt dich mit Blüten der Sonnenschein,
Nur karg ist dein Boden im Felsgestein.
Doch bricht sich die Woge am trotzigem Glimt
Und hoch in den Tannen singt brausend der Wind:
O Heimat, dein Felsgrund reißt goldene Saat,
Macht fest deine Söhne in Wort und in Tat.

Und schöner, als Blumen im Sonnenglanz,
Schmückt dich deiner Frauen Blütenkranz.
Und wenn der Sänger das Höchste preist,
Was unsere Heimat ihr Eigen heißt:
Ihr Frauen, ihr bleibt uns für alle Zeit
Der Heimat Krone und Ehrengeschmeid'!

Dichtungen
zu besonderen Gelegenheiten.



Drei Theaterprologe.

I.

Prolog

(gesprochen in dem Saale der St. Canuti-Gilde am 27. Okt. 1902
bei der ersten Vorstellung nach dem großen Revaler
Theaterbrande vom 25. Okt.)

Rein heller Willkomm ist's, den heut
Ich grüßend Euch entgegentrage,
Ein ernster Klang, wie Grabgeläut,
Tönt in den Gruß mit dumpfer Klage,
Ein Klang, der wie ein Schmerzensschrei
Sich lösringt aus gepreßtem Busen,
Und klagend ruft: „Vorbei, vorbei!
Zerstört das Haus! Verwaist die Musen!“

Ihr kennt das Haus. Des Schweigens Traum
Lag hinter den geschloss'nen Türen; —
Da plötzlich in dem dunklen Raum
Welch Geisterraunen, Funkenschüren!
Welch Rauschen durch die stille Nacht,
Wie schweren Unheils Atemholen!
Welch Knistern, das am Boden sacht
Sich vorwärts schleicht auf Feuersohlen.

Und dann! Entfesselt wälzt sich's her,
Hinstürmend durch die weiten Hallen,
Ein hochaufbäumend' Flammenmeer
Mit raubtier-gier'gen Feuerkrallen.
Aufprasselnd bricht's in wilder Wut
Durch Dachgebälk und Steingemäuer,
Und wolkenwärts in Riesenglut
Hebt sein Triumphlied an das Feuer.

„Ich bin der Herr!“ So braust sein Wort,
„Ich bin die Schöpferkraft auf Erden,
Ich bin der Dinge Schlußakkord,
In dem sie Staub und Asche werden.
Herr der Zerstörung und des Lichts,
Bin ich zu Fluch und Heil gegeben:
Das Menschenwerk mach' ich zu Nichts
Und schaff' aus Nichts ein neues Leben!“

Hört Ihr sein Wort? Das Haus sank hin,
Das uns der Künste Hort gewesen,
Das uns erhobten Herz und Sinn
Und uns vom Alltag ließ genesen.
Soll nimmermehr es aufersteh'n
Und nirgend sich verjüngt erheben?
Soll mit der Asche es verweh'n,
Soll es kein Funke neu beleben?

Es war ein altes schlichtes Haus,
Von Väterzeiten uns erhalten,
Und doch — wie lockend grüßt uns drauß
Noch heut die Fülle der Gestalten,
Die aus der Seele tiefstem Schacht
Der Dichter Geist ans Licht geboren,
Die Meisterhand mit Zaubermacht
Im Reich des Klangs heraufbeschworen.

Das Haus, es starb den Flammentod,
Doch in uns fort lebt sein Vermächtnis.
Wir tragen dankbar, was es bot
In unauslöschlichem Gedächtnis.
Und dieser Dank, er sei der Keim,
Aus dem die Frucht der Tat uns sprieße,
Daß wieder bald ein neues Heim
Der deutschen Kunst sich hier erschließe.

Ein Funke war's — aus Schlafes Arm
Riß er empor uns unheil kündend!
Ein Funke sei's — der heute warm
Ins Herz Euch treffe lebenszündend.
Was ist dem Mutigen zu kühn?
Steht alle, wie ein Mann zusammen,
Dann wird der Funke glüh'n und sprüh'n
Empor zu heller Tatkraft Flammen!

II.

Prolog

(zur Eröffnung des Revaler Interimstheaters
am 5. Februar 1903).

So ist der Traum denn Wirklichkeit,
Den uns die Hoffnung vorgespiegelt,
Gekrönt ist die Entschlossenheit,
Das Wort ist durch die Tat besiegelt!

In Trümmer sank das alte Haus,
Zu Asche sah'n wir es sich wandeln,
Doch wie ein Phönix schwang sich drauß
Empor die Kraft zu mut'gem Handeln.

Drei Monde sind's — da drang der Ruf
Erschütternd uns durch Herz und Glieder:
Die Stätte, die die Kunst sich schuf,
Ist hin und wann ersteht sie wieder?

Drei Monde nur — und aus dem Keim
Des Wunsches ist die Tat geboren:
Die Kunst hat wiederum ihr Heim
Und pocht nicht mehr an fremden Toren.

Bescheiden ist das Haus und schlicht
Und Glanz und Schmuck muß es entbehren,
Mit auß'rem Scheine prahlt es nicht
Und dennoch ist's ein Haus der Ehren.

Kein Prunkbau ist's aus Stein und Erz,
Kein bleibend Mal im Zeitgetriebe,
Doch wer es schuf, das war das Herz,
Und wer es baute, war die Liebe.

Die Stämme, deren schlanker Schaft
Emporsteigt zu des Daches Bogen,
Sie haben ihre Lebenskraft
Aus unserm Heimatgrund gesogen.

Die Kräfte, welche nimmermatt
Selbstlos geschaffen an dem Werke, —
Die Liebe zu der Heimatstadt
War das Geheimnis ihrer Stärke.

Die Liebe hat den Grund gelegt
Und fester Wille half es bauen,
Der Wille, dem nichts niederschlägt
Sein hoffnungsmut'ges Selbstvertrauen.

Was uns das Feuer auch geraubt,
Das Feuer hat uns mehr gegeben;
Wir lernten: nur wer an sich glaubt,
Nur der allein ist wert, zu leben!

So wuchs aus heimatlichem Holz
Empor das Bühnenhaus aufs neue,
Kein stolzer Bau, doch unser Stolz,
Kein Werk des Prunks, ein Werk der Treue. —

So blüh', du Haus, der Stadt zum Wohl,
Bis wir das wahre Haus errichten.
Denn dieses ist nur ein Symbol,
Ein Mahnbild nur zu größern Pflichten.

Ein Wechsel ist's auf kurze Sicht,
Und Bürge für ihn seid Ihr alle!
Sorgt, daß im Lauf der Zeiten nicht
Ueingelöst die Schuld verfallt.

Die Zukunft fordert ein ihr Recht
Und erntet Eurer Saaten Garbe,
Sorgt, daß das kommende Geschlecht
An dem, was Ihr besaßt, nicht darbel

Der dieses Haus uns schuf, der Geist
Läßt größ're Wunder noch geschehen!
Frischauf ans Werk! Die Losung heißt:
Im Zukunftsbau auf Wiedersehen!

III.

Festprolog

zur Eröffnung des Neuen Deutschen Theaters
am 4. September 1910.

(Nach der Ouvertüre „Die Weihe des Hauses“ von L. v. Beethoven.)

Die Weihetöne sind verweht,
Die feierlich dies Haus durchklagen,
Und nur der Hörer Seele steht
Noch unter ihrem Bann gefangen.
Der deutschen Tonkunst größter Sohn
Trat selbst uns heut zum Gruß entgegen
Und sprach in klanggewalt'gem Ton
Auch über unser Haus den Segen.

Ist auch dies Haus nicht auferbaut,
Den Tönen nur ein Heim zu geben,
Darf doch der Ton zum Jubellaut
Zuerst die Stimme hier erheben.
Sein größrer Bruder ist das Wort;
Doch eh' sich das ans Licht gerungen,
Hat tausendfältig der Ufford
Der Töne schon die Welt durchklungen.

Im Sturmgebraus und Frühlingsweh'n,
Im Donnerhall und Meeresrauschen
Hört man der Erde Atem geh'n
Und wundersame Zwiesprach tauschen.
Beim Morgenrot rührt selbst den Stein,
Der scheintot schläft, ein leises Klingen,
Und in den Chor stimmt jubelnd ein
Der Vogelkehlen helles Singen.

Der Dinge Herold war der Ton,
Verkündend Lust und Schmerz auf Erden.
Da stürzte ihn der Mensch vom Thron
Und ließ das Wort zum Herrscher werden.
Schnell stieg es seine Siegesbahn
Empor ins stolze Reich der Geister,
Der Ton sein erster Untertan,
Es selbst der Erde Herr und Meister.

Weit durch die Welt in raschem Lauf
Zog es dahin nach neuen Reichen
Und pflanzte hundertfältig auf
Sein vielgestalt'ges Wappenzeichen.
Und stets auf seines Weges Spur,
Wo immer seine Fahnen fliegen,
Als Dolmetsch und als Troubadour
Zog mit der Ton und half ihm siegen.

Doch wo das Wort sein Wanderzelt
Zum Rasten dauernd aufgeschlagen,
Erstand bald eine neue Welt
Und stolze Zinnen sah man ragen.
In Kirchen hoch und feierlich
Bot es den Frommen Trost und Segen
Und würd'ge Tempel schuf es sich,
Um Kunst und Wissensdrang zu pflegen.

Auch die ses Haus, das neu geweiht,
Und heute festlich aufgenommen,
Es steht zum Dienst des Wort's bereit
Und heut ihm freudiges Willkommen.
Gefügt aus Stein und festem Erz
Trägt es der Heimat Geistesstempel,
Ein Haus, erbaut zu Spiel und Scherz,
Und doch ein weihevoller Tempel.

Hier hat das Wort den Herrscheritz,
Hier ruft zu Festen es die Seinen,
Hier läßt es spielen Geist und Wit
Und seines Lächelns Huld uns scheinen.
Hier ladet es den Ton zu Gast
Und läßt in süßen Melodien
Der Erde Lust, der Erde Last
Uns Klangbeseelt vorüberziehen.

Denn nicht allein dem Scherze nur
Hält es geöffnet diese Räume,
Es führt uns auf der Schönheit Spur
Durch seiner Dichter hehre Träume.
Es hält dem lebenden Geschlecht
Den Spiegel vor hier von der Bühne,
Und kämpft für das gekränkte Recht
Und schafft jedweder Schuld die Sühne.

Wer beugt nicht gern sein Haupt der Macht,
Die strahlend ausgeht von dem Worte,
Wenn es verscheucht die dunkle Nacht
Und uns erschließt der Wahrheit Pforte!
Wenn es zur Tat den Willen schürt
Und alle Kräfte läßt entfalten,
Bis es zum Siege sie geführt,
Die fest zu seiner Fahne halten.

Auch dieses Haus, das es sich schuf,
Bezeugt uns seine Kraft aufs neue:
Geschaffen hat's sein Werberuf,
Und aufgebaut die Mannentreue.
Wir alle trugen Stein auf Stein
Herbei zum Bau durch lange Jahre —
Es soll die Königsburg uns sein,
Die unsrer Sprache Schatz bewahre.

Wir bauten es zum Schirm und Hort
Der deutschen Kunst und ihr zur Ehre,
Daß deutscher Geist und deutsches Wort
Der alten Heimstatt nicht entbehre.
So stehe es, ein ragend Mal —
Und seine Hüter sind wir alle,
Und Wache halte am Portal
Der Väter Geist, daß es nicht falle!

Prolog

(zum 1. Jahrestage der Begründung des Deutschen Vereins
in Estland, 30. Sept. 1906).

Ihr habt den Weihegrüß vernommen,
Der von den Sängerklippen klang:
Grüß Gott zu freudigem Willkommen,
„Heil deutschem Wort und deutschem Sang!“
Und Euch im Herzen tönt es wieder
In jubelhellem Festakkord:
„Wir grüßen euch, ihr deutschen Lieder,
Wir grüßen dich, du deutsches Wort!“

Der Muttersprache heil'ge Schöne
Hebt wieder frei ihr stolzes Haupt,
Daß frisch das Diadem sie kröne,
In böser Zeit ihr schnöd' geraubt.
Nicht mehr am heimatlichen Herde
Ein Fremdling nur, verfehmt, verbannt,
Trägt sie mit jauchzender Gebärde
Aufs neu' ihr königlich' Gewand.

Und ihre Söhne, ihre Töchter
Umstehen huld'gend ihren Thron.
Es fällt auf kommende Geschlechter
Ein Abglanz ihrer Hoheit schon.

Schon rüstet sich in hellen Scharen
Die Jugend voller Hoffnungsmut,
Bereit, ihr Erbe treu zu wahren
Als ihres Lebens höchstes Gut.

Wer mag den Reichtum voll ermessen,
Den unsre Sprache hegt und trägt,
Den Goldschatz, den in Feuer=Essen
Der Geist der deutschen Sprache prägt?
Du Kleinod, das die alte Sage
Uns preist als Nibelungenhort,
Noch lebst du bis in unsre Sage
Als deutsches Lied, als deutsches Wort.

Wo stark in Deutschlands Lebensader
Sein Herzschlag pocht — im deutschen Rhein,
Da senkten ihn, entrückt dem Hader,
Die alten Recken tief hinein.
Auch wir im tiefsten Herzen hegen
Unnahbar, an geweihtem Platz
Der Muttersprache goldnen Segen,
Der Muttersprache Wunderschatz.

Wir haben heiß um dich gerungen,
Du Väterhort, den haßumloht
Mit seinen gift'gen Geiferzungen
Des Hasses Lindwurm uns bedroht.

Jetzt dürfen wir mit Stolz dich zeigen,
Die Stirne noch vom Ringen heiß,
Als unser schwererkämpftes Eigen,
Als unsrer Arbeit Ehrenpreis.

Wir wissen, was wir an dir haben:
Du machst uns stolz, du machst uns reich,
Dir kommt an felt'nen Wundergaben,
O Muttersprache, keine gleich.
In edlen Formen voller Klarheit,
Wie Silbererz, so hell und rein,
Bewahrst du uns das Gold der Wahrheit
Mit seinem laut'ren Flammenschein.

Dein Königschaß kann nie versiegen,
Der jeden überreich beschenkt,
So oft zu deines Thrones Stiegen
Ein Suchender die Schritte lenkt.
Du schmückst nicht nur mit Edelsteinen
Und wappnest nicht allein mit Erz, —
Du kühlst die Augen auch, die weinen,
Und singst zur Ruhe heißen Schmerz.

Du richtest auf, die gramgebrochen,
Und ruffst zur Hoffnung sie zurück,
Du segnest, wo in Liebe pochen
Zwei junge Herzen, hold ihr Glück;

Du rüttelst in des Kampfes Tagen
Die Männer auf zu mut'gem Streit
Und lehrst sie fest ihr Schicksal tragen
Und ungebeugt in schwerer Zeit.

So sahst du uns in Lieb' und Streiten
Geeint zu deinem Banner steh'n,
So trugen wir seit Väterzeiten,
O Muttersprache, stolz dein Leh'n.
Als in des Hauses enge Räume
Verbannt sich kehrte deine Spur:
Wir hielten fest die Zukunftssträume,
Wir hielten fest den Treueschwur.

Nun sind die Ketten dir gefallen,
Und jubelnd jauchzen wir dir zu:
Ein Geist lebt mächtig in uns allen
Und diesen Geist entzündest du.
Nicht scheiden fremd sich Hoch und Nieder,
Nicht trennt die Schranke Arm und Reich,
Wir singen einer Sprache Lieder
Und sind in einem Geiste gleich.

Ein Jahr ist's, seit die Fesseln fielen,
Ein Jahr ist's, seit wir neu geeint
Zustreben heller Zukunft Zielen,
Wo unsrer Hoffnung Sonne scheint.

So feiert heut in unsern Landen,
Seit frei dein Wort sich hören läßt,
O Muttersprache, neu erstanden,
Der deutsche Geist sein Osterfest.

Doch wir in dieser Feierstunde,
Die seiner Auferstehung gilt,
Wir reichen uns die Hand zum Bunde,
Ihr Schutz und Schirm zu sein und Schild.
Daß für und für in unsrer Mitte
Dem deutschen Geiste, stark und frei,
Getreu der alten Vätersitte
Ein' feste Burg bereitet sei.

Prolog

(zum Volksliederabend des Deutschen Vereins in Estland,
30. Sept. 1907).

Auß neu ruft uns zur Jahreswende
Die Zeit, die an der Zukunft spinnt,
Ein Jahr der Arbeit ist zu Ende,
Ein neues Arbeitsjahr beginnt.
Nach all dem Drängen, Eilen, Hasten,
Mit dem wir atemlos geschafft,
Gönnt sie uns eine Stunde Rasten,
Frisch zu beflügeln unsre Kraft.

So wendet rückwärts denn die Blicke,
Zu prüfen die vollbrachte Tat!
Schon grünt, im Wechsel der Geschehe
Emporgekeimt, die junge Saat.
Schon seht Ihr frisch die Halme sprießen,
Auf deren Blüten wir vertraut,
Daß unsre Enkel einst genießen
Des Feldes Frucht, das wir bebaut.

Welch reiches, hoffnungsvolles Leben,
Welch ungeahnter Kräfte Spiel!
Welch wagemut'ges Vorwärtstreiben
Auf steilem Pfad zu hohem Ziel!

Doch ob das Schwerste auch bezwungen,
Noch dürfen wir nicht müßig ruh'n:
So viel wir auch bisher errungen,
Noch bleibt unendlich mehr zu tun!

Noch gilt's zu ackern und zu roden,
So rüstig schon die Pflugschar klirrt;
Zu tränken gilt's den durst'gen Boden,
Daß er nicht dürr und rissig wird.
Noch gilt's, nicht matt und müde werden
In treu geübter Wächterpflicht,
Daß nicht der Wolf in unsre Herden
Mit heutigier'gem Sprunge bricht.

Und fragt Ihr, was die Kraft uns stähle,
Daß wir das schwere Werk besteh'n?
Es gibt nur eins: Mit ganzer Seele
In seinem Volkstum aufzugeh'n!
Da wird gesund, was matt und kränklich,
Da richtet auf sich, was erschläfft,
Da liegen frisch und unvergänglich
Die starken Wurzeln unsrer Kraft.

Dies Volkstum treu in uns zu wahren
Bleibt unsre heil'ge Dankespflicht,
Das schon seit siebenhundert Jahren
Uns Stärkung spendet, Trost und Licht,

Das in der Forschung hellem Freilicht
Uns zu des Geistes Höhen trägt
Und, was der Väter Brauch geheiligt,
Als Erbteil in das Herz uns legt.

Dies Volkstum, das von Glied zu Gliede
Der Einheit feste Kette schlingt,
Wenn es im Wort, wenn es im Liede
In aller Herzen wiederklingt.
Die Lieder, die das Volk gesungen,
Sie bleiben deutschen Geistes Hort,
Und tönen hell, wie sie erklingen,
In tausendfachem Echo fort. —

In dieses Volkstums Wundergarten
Da tretet ein zu dieser Stund':
Den Wandrer grüßt von hohen Warten
Der bunten Fernsicht weites Rund . . .
Die Wälder rauschen. Seine Kreise
Im fernen Blau der Falke zieht
Und durch die Wipfel zittert leise
Des Abendwindes Schlummerlied.

Im Tale schlingt den Ringelreigen
Barfuß der Kinder muntre Schar,
Der Ruckruf erstirbt im Schweigen
Und stumm lauscht Meister Udebar.

Mit feinem Ränzel leicht beladen
Eilt still vorbei der Wandersmann
Und horcht aufs Lied vom Kameraden
Und seufzt: Ach, wie wär's möglich dann!

Da aus der Mühle kühlem Grunde
Lockt ihn mit wohlbekanntem Klang
Aus hellem, liederfrohem Munde
Der Bursch' und Dirnen Zwiagesang:
Das Lied vom Lieben und vom Hassen,
Vom Schatz, der untreu oder tot,
Von Händen, die sich scheidend fassen
Und von der Königsfinder Not.

Und wie die andern grüßend winken,
Tönt wiedergrüßend sein Gesang:
Er singt vom Schwert an seiner Linken,
Das er im Kampfe mutig schwang.
Er singt vom Wein, er singt vom Wandern,
Von Heimat und von Vaterland
Und brüderlich tritt zu den andern
Der Fremdling, der sie nie gekannt. — —

So schlingt des Volkslieds schlichte Weise
Ein Zauberband von Herz zu Herz
Und gibt auf unsrer Lebensreise
Uns das Geleit in Freud' und Schmerz.

So wecke es auch heut auß neue
In unsrer Brust, was tief dort ruht,
Und sing' uns wach die deutsche Treue,
Und deutsche Kraft und deutschen Mut!

Prolog zur Goethefeier

(im Revaler Stadttheater, 18. Dez. 1899).

Versammelt hielt in dieses Hauses Räumen
Uns mancher Abend schon in Ernst und Scherz;
Der frohen Laune fedtes Ueberschäumen,
Des Menschendaseins ewig neuer Schmerz
In Bildern, wie die Dichter sie erträumen,
In Tönen, wie sie rühren Ohr und Herz:
So sah'n wir sie an uns vorüberziehen
Schon oftmals hier in Wort und Melodien.

Doch anders ist die feierliche Stunde,
Die heut aus diesen Räumen zu uns spricht.
Sie mahnt uns heut mit ernst=beredtem Munde
An eine langversäumte Ehrenpflicht,
An eine Pflicht, die tief im Herzensgrunde
Uns alle drückt mit lastendem Gewicht.
Schon hüllt das Jahr sich in den Sterbeschleier —
Soll es denn scheiden ohne Goethefeier?

Das soll es nicht. Heut bringen wir die Sühne,
Die Goethes hohen Schatten uns versöhnt.
Dem Dichterheros, der die deutsche Bühne
An Wahrheit und an Schönheit erst gewöhnt,

Dem unverwelklich längst das immergrüne,
Das stolze Lorbeerreis die Stirne krönt,
Ihm bringen wir, dem niegestorb'nen Toten,
Den Dank für alles, was er uns geboten.

Wem wallt das Herz nicht auf in heißerm Schwunge,
Wenn ihm sein Name auf die Lippen springt?
Wer weiß es nicht, soweit in deutscher Zunge
Der Sprache Wort, des Liedes Laut erklingt,
Wie seines Geistes Kraft, die ewig junge,
In alle Höhen, alle Tiefen dringt?
Wer liebt nicht, seiner Dichtung Lichtgestalten
Vertraut im tiefften Innern festzuhalten?

Welch farbenbunter, lebensvoller Reigen!
Wir seh'n aus finst'rer wildbewegter Zeit
Empor den starken Hort der Freiheit steigen,
Den Ritter Gök im blanken Eisenkleid;
An Egmont lehnt in weltentrücktem Schweigen
Sich Klärchen still in Liebesfeligkeit
Und sinnend wandelt Tasso traumberloren
Im Zauberbann der beiden Leonoren.

Den Griechenadel in den reinen Zügen
Naht Iphigeniens jungfräuliches Bild,
Und er, dem Erd' und Himmel nicht genügen,
Dem nichts den Drang nach Glück und Wissen stillt,

Faust tritt hervor und Gretchens Arme schmiegen
Sich heiß um ihn, dem all ihr Denken gilt,
Indes Mephisto, gift'gen Spott im Munde
Hohnlächelnd schielt nach ihrem Liebesbunde.

Doch nicht nur diese bunten Bilder leben
In unergeßlichem Gedächtnis fort.
Er hat uns mehr, unendlich mehr gegeben
Und Millionen ward er Trost und Hort.
Wie weit sein Blick, wie schrankenlos sein Streben,
Und welcher Reichtum wohnt in seinem Wort!
Welch ew'ger Schätze unermess'ne Fülle
Birgt sich in seiner Sprache goldner Hülle!

Was er uns gab, was wir an ihm besessen,
Was er uns ist und sein wird immerdar,
Wir wahren's treu und nimmer wird vergessen,
Was er geschaffen hoch und wunderbar.
Wer von den Lebenden ist so vermessen,
Daß sein zu wollen, was einst Goethe war?
Wer fühlt nicht, wie die Welt sich dehnt und weitet,
Wenn über uns sein Geist die Flügel breitet?

So steig' denn auf aus Deinem Sarkophage
In Weimars alter stolzer Fürstengruft,
Steig' auf, erhab'ner Geist, zum lichten Tage
Aus Grabesnacht und dumpfem Moderduft,

Daß wieder uns Dein starker Fittig trage
Zu Sonnenhö'n und klarer Himmelsluft,
Daß uns in des Jahrhunderts Abendröte
Verjüngt Dein Sternbild strahle: Wolfgang
Goethe!

Prolog zur Kokebue-Feier

(im Revaler Deutschen Theater, 12. Dez. 1911).

Die Pflicht gedächtniswarmer Pietät
Ließ mahnend ihren Werberuf erschallen
Und festlich offen steh'n des Hauses Hallen,
Durch die heut der Erinn'ung Zauber weht.
Er macht lebendig längst entschwund'ne Zeit
Und läßt, was halb vergessen, neu erstehen,
Daß wir als gegenwärtig vor uns sehen
Verklärt im Geiste die Vergangenheit.

Der Mann, dem unsre heut'ge Feier gilt,
Trägt einen weitbekannten Dichternamen.
Längst in der deutschen Kunstgeschichte Rahmen
Steht dauernd eingefügt sein Geistesbild.
Sein Name, viel gefeiert und bewundert,
Und viel verunglimpft auch und viel gescholten,
Lebt heute noch, ob auch die Jahre rollten
Vom 18. ins 20. Jahrhundert.

Sein Wesen zeigt ein doppeltes Gesicht:
Im Auge perlt ihm hell der Rührung Träne,
Wenn seine Muse von der Schauspielszene
Zu uns von „Menschenhaß und Reue“ spricht;

Wenn er des Lebens tragische Gescheide
In seiner Bühnenhelden Los uns zeigt
Und in des Jammers Tiefen niedersteigt,
Bis feucht umflort vom Mitleid aller Blicke.

Und dann — wie übermütig lacht sein Mund,
Wie zuckt es schelmisch um des Auges Falten,
Wenn seiner Laune muntere Gestalten
Uns seines Witzes Reichtum geben kund.
Wie oft begrüßte heller Jubelusch
Ihn einst bei seinen lust'gen „Pagenstreichen“
Und welchen tollen „Wirrwar“ ohnegleichen
Entfesselte sein Held „Fritz Hurlebusch“.

Sein „Rehbock“ führte kecken Scherz uns vor
Und gaukelte in ausgelass'nen Sprüngen
Und um „Die beiden Klingsberg“ wob die
Schlingen

Der Konkurrenz erheiternnd der Humor.
Das Lustspiel auch, das heute hier im Saal
Ihm zum Gedächtnis neu ans Licht gezogen,
Ließ rauschen hoch einst der Begeißt'ring Wogen
Und „Gurli“ hieß der Vorzeit Ideal.

Verschwenderisch sein geist'ges Eigentum
Ausstreuend als Poet und loser Spötter,
War er ein Herrscher in dem Reich der Bretter
Und hell durch alle Länder flog sein Ruhm.

Hat auch die Zeit die Krone ihm geraubt
Und seiner Herrschaft Zepter ihm entwunden,
Wir bleiben ihm zur Dankbarkeit verbunden
Und schmücken mit dem Lorbeer gern sein Haupt.

Was uns er war — die Stunde kündet's laut:
Ihm danken wir in unsrer Heimat Landen,
Daß hier der Schauspielkunst ein Heim erstanden
Und ihr der erste Tempel ward erbaut.
Mag auch sein Bildnis in der Zeiten Dunst,
Im Nebel der Vergangenheit erbleichen,
Wir wollen dankbar ihm die Palme reichen,
Dem Ahnherrn unsrer deutschen Bühnen-
kunst.

So spinnen heut, von Pietät umrankt,
Zu ihm von uns sich der Erinn'ring Fäden
Und schweigt die Zunge, soll der Stein noch reden
Von dem, was unsere Bühne ihm verdankt.
Drum hebe sich von seinem Marmorbild,
Das Enkelhand gestiftet, nun der Schleier,
Und dankbar kröne ihn zur heut'gen Feier
Der Lorbeerkranz, der seinem Schaffen gilt.

Festlied

(zur Feier des 500 jährigen Bestehens des Hauses der
Großen Gilde in Reval, 26. März 1910).

Auß ferner Zeiten Nebelgrau,
Umwebt vom Sagenflor,
Recht stolz der Gilde Quaderbau
Sein Giebeldach empor.
Zum Jahre vierzehnhundertzehn
Lenkt er die Blicke fort
Und spricht vom Werden und Vergeh'n
Sein steinern Schicksalswort.
Ob auch die Jahre wechselnd schwanden
In Sturm und Braus,
Noch steht so fest, wie's einst gestanden
Das alte Haus.

Hier tagte schon der Brüder Schar
Zur alten Hansszeit,
Vereint in Not und Kriegsgefahr,
Vereint beim Becherstreit.
Hier kämpften sie für Luthers Lehr',
Für Glauben und für Recht,

Und wahrten treu Alt-Kebals Ehr'
Dem kommenden Geschlecht.
Was sie geschart um ihre Fahnen
In Tat und Wort,
Lebt als Vermächtnis unsrer Ahnen
Noch heute fort.

Wohl zeigt das Jetzt ein andres Bild,
Die alte Zeit ist hin!
Doch unbefleckt ist unser Schild
Und ungebeugt der Sinn.
Drum soll, von Väterhand geweiht,
Gefügt aus Erz und Stein,
Dies Haus für jetzt und alle Zeit
Uns Mahn- und Wahrbild sein:
Wie seine Pfeiler aufwärts streben,
So fest geschweißt,
Soll ewig jung sich drauß erheben
Der alte Geist!

Festspiel

(zum 25jährigen Jubiläum des Dorpater
Deutschen Theaters).

Thalia:

Herbei zum Fest, Ihr Bühnengeister alle!
Auf! Drama, Schauspiel, Lustspiel, Possenschwank,
Auf! Oper, Operette! Seht die Halle
Des Musentempels, wie dort Bank an Bank
Sich dicht gereiht zum heut'gen Jubelfeste
In Scharen drängen die Theatergäste.
So dürft auch Ihr an diesem Tag nicht fehlen,
Der unsres Bühnenhauses Gründung gilt.
Doch wen wollt Ihr zu Eurem Sprecher wählen,
Zu künden, wes das Herz Euch überquillt?
Wer nimmt das Wort, daß er zum heut'gen Tage
Den ersten warmen Jubelglückwunsch sage?

Die Oper:

Den Vorrang mir! Soweit im Weltenraume
Der Schönheitszauber Herz und Geist bewegt,
Soweit die hehre Kunst vom Erdenraume
Zum Himmel ihre goldnen Brücken schlägt

Und wunderbar in weltentrücktem Traume
Zu höhern Sphären Herz und Seele trägt, —
So weit steht auch der Oper Reich begründet.
Die Sprache trennt, doch die Musik verbindet.

Drum gebt mir Raum! Mich pries als Kunst der Künste
Der Meister schon, den ich zu früh verlor.
Hoch über des Gemeinen Alltagsdünste
Hebt meiner Töne Macht die Welt empor;
In süßen Wohllauts goldne Klanggespinste
Hüll' ich das schale Wort — und Aug' und Ohr
Und Herz und Geist zieh' ich in gleicher Weise
Gebannt in meines Zaubers Wunderkreise.

Und gibt es Schön'res wohl, als jene Klänge,
Mit denen Mozarts Geist die Welt berauscht,
Mit denen Wagner sich im Kampfgedränge
Bewegter Zeit den Lorbeer eingetauscht,
Mit denen Richard Strauß jetzt bannt die Menge,
Daß atemlos sie seinen Tönen lauscht?
Drum weicht zurück! Wer in Apollo's Reichen
Darf mir, der Oper, wohl sich je vergleichen?

Die Operette:

Nur nicht allzu hitzig,
Nicht zu arrogant!
Freunde auch besitz' ich
Hoch von Rang und Stand

Und als fesch und witzig
Bin ich weitbekannt.
Wenn die Operette
Nicht erfunden wär',
Stünde bald, ich wette,
Das Theater leer
Und das Alter hätte
Kein Vergnügen mehr.

Meine Melodien,
Faßlich jedem Ohr,
Tändeln leicht und sprühen
Lustig von Humor,
Tanzbeschwingt durchziehen
Sie die Welt im Chor.

Deine ernststen Mienen
Schrecken nur zurück,
Deine Weisen dienen
Nie dem Augenblick
Und es fehlet ihnen
Der graziöse Schick.

Rühm' Dich tugendfester,
Schilt mich dreist und frech,
Über, teure Schwester,
Mich schaffst Du nicht weg.
Auch Dein Streichorchester
Wirkt ja erst durch's Blech!

Das Trauerspiel
(im griechischen Kostüm):

Was soll der Streit? Leichtfert'ges Gauklerkind,
Mit welchem Ton entweihst Du diese Stätte
Und dieses Tages festverklärten Ernst?

Nicht Dir das Wort! Auch Dir nicht, würd'ge Schwester,
So nah Du auch der höchsten Kunst verwandt.
Mir kommt es zu! Wer will im Wettbewerb
Der Künste wagen, mir, dem Trauerspiel,
Den nie bestritt'nen Vortritt zu versagen?

Nicht an den Staub der Erde rührt mein Fuß.
Gehoben von dem tragischen Kothurn
Schreit' ich einher mit unbefleckter Sohle,
Um Boden hastend und doch über ihm
In ernster Größe wandelnd, — hoch empor
Das Haupt erhebend bis zum Sitz der Götter
Und meine Stirn im reinen Aether badend.

Was auch der Geist der Menschheit Großes schuf,
Was auch an ewiger Gedankenfaat
Dem Schoß der Zeiten lebensvoll entsprossen, —
In meinen Werken spiegelt es sich wieder,
Ein leuchtend Denkmal stolzer Schöpferkraft.

So biet' ich, herrschend über Raum und Zeit,
Ein unvergänglich' Mahn- und Warnungsbild,

Das furchtbar-rätselvolle Wechselspiel
Von Schuld und Sühne schicksalskundig deutend.

Drum mir das Wort! Der Rede Wohl laut gab
Vor allen mir der Götter reiche Gunst
Und alle Herzen reiẗ' ich mit mir fort.

Das moderne Schauspiel
(im modernen Frack):

Du bist's gewohnt, den Mund recht voll zu nehmen,
Und was Du sprichst, hat auch nicht übeln Klang;
Doch will man jetzt nur ungern sich bequemen
Zu Deines Pathos hohem Stelzengang.

Vorüber sind des alten Dramas Zeiten.
Wen rührt noch, was erhaben ist und groß?
Wir wissen's längst, des Lebens Kleinigkeiten,
Sie grade bilden erst das Menschenloß.

Du schwelgst in wolkenhohen Krafftiraden,
Doch was auf Erden wohnet, ist Dir fremd,
Mit Prunk ist Deine Sprache überladen
Und meine trägt ein schlichtes Arbeitshemd.

Die Dichtung, pah! Was soll die alte Leier?
Die Wahrheit nur ist's, die den Menschen packt.
Hüll' Du die Welt in rosenfarb'ne Schleier,
Ich stelle ungeschminkt sie dar und nackt.

Mir imponierst Du nicht! Dein Kinderglaube
An Ideale hat sich überlebt.
Ich weiß, daß doch die Menschheit stets am Staube
Des Irdischen und Materiellen klebt.

Natur nur heißt die Lösung unsrer Sage,
Veraltet ist der Tragik Jambenschritt,
Ich bin modern und was der Welt ich sage,
Zeigt, wie mein Anzug, den modernsten Schnitt.

Was kümmert mich Dein Schiller und Dein Lessing?
Du weißt's ja: „Nur der Lebende hat Recht!“
Und leuchtet nur wie Gold das blanke Messing,
So preist die Menge das Metall als echt.

Ob schön, ob häßlich, ist mir Nebensache,
Ich frage nicht, wonach mein Trank wohl schmeckt,
Ich schöpf' ihn dreist aus jeder trüben Lache,
Esprit dazu — und er moussiert, wie Sekt.

Drum tritt zurück! Willst Du mit mir Dich messen,
Du Trugbild in erlog'nem Glitterglanz?
Mein Stern geht auf und Deiner wird vergessen
Und längst verwehlt schon ist Dein Lorbeerfranz.

Das Lustspiel:

Was prahlt Ihr nur, ihr großen Herrn,
Dort mit antik, hier mit modern
Und andern schönen Sachen!
Das Beste, was die ganze Welt
Im Innersten gesund erhält,
Bleibt doch ein frisches Lachen.

Mit Schauspiel und mit Trauerspiel
Zerquält die Welt ihr viel zu viel —
Da bin ich doch gescheiter:
Mich plagt kein höheres Problem,
Ich lebe sorglos und bequem
Und immer froh und heiter.

Indes durch Trübsal Ihr Euch schleppt,
Brau' ich nach üblichem Rezept
Die schönste Lustspielbowle:
Zum Witz der Rührung Zuckertand
Und als Haut-gout dann hübsch pikant
Ein Sticklein ins Fribole.

Das flöß' ich meinen Puppen ein
Und laß' sie dann beim Lampenschein
Manierlich sich bewegen:
Ein Liebespäpchen, — sie gescheit
Und er in blöder Schüchternheit
Stets stotternd und verlegen.

Dann eine Tante, brav und gut,
Mit gänzlich unmodernem Hut
Und einer alten Brille;
Ein Eh'paar noch, wobei das Wort
Die Gattin führet fort und fort
Und er denkt: „Ich halt' stille!“

Ein Leutnant dann — denn ganz enorm
Zieht immer doch die Uniform —
Zulezt zum Preis der Damen
Noch eine Wittib goldumprunkt
Als idealer Mittelpunkt
In diesem schönen Rahmen.

So füll' ich rasch den Abend aus,
Ein jeder geht vergnügt nach Haus
Und lacht noch still im Traume.
Die ganze Welt hängt doch an mir
Und stets war heimischer, als Ihr,
Ich hier in diesem Raume.

Die Posse

(im Narrenkostüm):

Ihr Kinder, was zankt Ihr nur fort und fort!
So laßt doch der Posse auch endlich das Wort!
Ihr glaubt wohl, die Posse sei viel zu dumm,
Doch seht Euch nur hübsch erst im Leben um.

Der Klügste bleibt immer in dieser Welt
Doch der, wer am allerdümmsten sich stellt,
Wer lachend versteht die Wahrheit zu sagen,
Wird stets durch die Welt sich am besten schlagen,
Und gilt es zu reiben den Festsalamander,
Mach's besser noch ich, als Ihr all' miteinander.

Thalia:

Wie selbstbewußt die kecken Worte klingen!
Wohlan denn, Possennarr, so mach' sie wahr,
Laß' Deines Witzes lust'ge Minen springen
Und bringe Deinen Jubelglückwunsch dar!

Die Posse:

„Ein delikater Auftrag“, „auf eigenen Füßen“
Die Festversammlung hier heut zu begrüßen.
Doch die Posse weiß Rat: liegt Eigenes fern,
So schmückt sie „mit fremden Federn“ sich gern.
Drum nehm' ich zu Hilfe die Titel von Stücken,
Die einst hier gegeben, dann wird's mir schon glücken.

(zum Publikum:)

„Mit ehrlicher Arbeit“, „aus Liebe zur Kunst“
Errang unsre Bühne des Publikums Gunst.
„Von Stufe zu Stufe“ durch „schwere Zeiten“
Sah bis zum „Erfolg“ man sie vorwärts schreiten.

„Rabale und Liebe“ hat sie erfahren,
Doch tat sie ein „Schutzgeist“ freundlich bewahren,
So oft auch ein „Defizit“ kling=ling=ling
Als „Schwert des Damokles“ über ihr hing.

So hat sie durch „Regen und Sonnenschein“
Sich durchgerungen jahraus, jahrein
Und immer standen mit Fleiß und Treu
Die „Stützen der Gesellschaft“ ihr bei,
Und immer glückte außs neue ihr
Die „Bezähmung der Widerspenstigen“ hier,
So oft sich ein „Sturm“ im „Glas Wasser“ geregt —
Ein „Lustiger Krieg“ war bald beigelegt.

Da ist's denn natürlich, daß „Ost und West“
Sich heut hier versammelt zum „Stiftungsfest“.
Seht, wie dort Schar auf Schar sich türmt,
„Der Weg durchs Fenster“ fast wurde gestürmt.
Auch mancher „Zaungast“ ins Fäustchen sich lacht:
Es war eine tolle „wilde Jagd“.

Die „höheren Töchter“, sie rückten aus,
Die „Ahnfrau“ selbst blieb heut nicht zu Haus;
Zwischen „unseren Don Juans“ dichtgedrängt
Sitzt schüchtern die „Näherin“ eingezwängt,
Mit dem „Sohne der Wildnis“ stellte sich fein
Das „Mädchen aus der Fremde“ ein.

Selbst die „Journalisten“ sieht man heut
Mit „Krethi und Plethi“ bunt gereiht.
Kurz, wer heut fehlt, das eine ist klar,
Ist einfach „ein moderner Barbar“.

Und nun, was wünsch' ich denn heut zum Feste?
Ich glaube, „der gerade Weg ist der beste“.
So wünsch' ich denn kurz, daß unsere Bühne
Zur „Ehre“ der „Heimat“ noch lange grüne.
Viel Jahre noch schenke uns dieser Raum
Nach dem „Wintermärchen“ den „Sommernachtstraum“.
Rein „Störenfried“ komme, nie schwirre ums Haus
Hier drohend der Sorge „Fledermaus“.
Und zweifelt jemand, wie lang' es noch geht,
So sage ich ihm als guter „Prophet“:
„Ungläubiger Thomas“, verzage nicht,
Hör' nicht, was der „Hypochonder“ spricht.
Bewahrt nur den richtigen „Talisman“,
Die „Liebe zur Kunst“ — was fehlt uns dann?

So schließe ich denn mit diesen warmen
Und herzlichen Worten mein festliches „Carmen“.
Ihr erkennt ja den Ernst wohl auch in den Scherzen.
„Ein toller Einfall“, doch kam er „von Herzen“.
Und nun zum Schluß: „Alle Mannschaft an Bord!“
Hoch unsere Bühne — „Das letzte Wort!“

Thalia:

Das Wort war recht und gut! Doch von den Meinen
Hat keiner vor dem andern hier ein Recht.
Drum wollet alle Euch zum Schluß vereinen
Und laßt mit Dank im Herzen wahr und echt
Gemeinsam jetzt ein donnernd Hoch erschallen,
Ein Hoch der deutschen Kunst in diesen Hallen!

Zweites Buch.



Eritis sicut Deus!

Mir träumte jüngst ein wunderlicher Traum:
Der alte Gott lag hingestreck't am Boden,
Ob schlafend oder tot, — man sah es nicht.
Nichts regte sich an ihm: die Stirn gesenkt,
Die einst den Riesenplan des Ulls ersonnen,
Der Mund geschlossen, dessen Schöpferwort
Einst Erd' und Himmel aus dem Nichts erschaffen,
Des Auge, dessen Strahlenglanz der Welt
Erst Licht geschenkt, vom Lide zugedeckt.

Und dacht davor, den Fuß auf Gottes Mantel,
Der von der Schulter ihm herabgeglitten,
Da stand ein Mensch, hochaufgerichtet, stolz,
Den Arm emporgereckt, wie im Triumph,
Ulls wär' die ganze Welt ihm untertänig.

War's Adam selbst, den einstmal's Gottes Zorn
Zur Strafe aus dem Paradies vertrieben,
Weil er's gewagt, an der verbot'nen Frucht
Vom Baume der Erkenntnis dreist zu naschen,

Um — wie die Schlange, die Versucherin,
Ihm vorgezischt — nun selbst Gott gleich zu werden?
War's einer seiner Sprossen, die seitdem
Nach dem verlor'nen Paradies sich sehnen
Und sich vergeblich mü'h'n, Gott gleich zu werden?
Ich weiß es nicht. Gleichviel, es war ein Mensch,
Doch übermenschlich an Gestalt und Wuchs.
Und also sprach er, während Gottes Mantel
Wie eines Herrschers Krönungshermelin
Er stolz um seine Schultern schlang: „Sieh' an!
Da liegst Du nun, Du alter müder Gott,
In starrer Ohnmacht da, von Schlaf umfangen,
Aus dem es schwerlich ein Erwachen gibt!
Nun ist er ausgekämpft, der große Kampf,
Der zwischen aller Kreatur und Dir,
Solang die Welt besteht, nie Ruhe fand.
Der Mensch, den töricht Du Dir selbst erschaffen
Als Nebenbuhler Deiner Göttlichkeit,
Den Du mit allem Rüstzeug kühnen Geistes
Und stolzer Schöpferkraft selbst ausgestattet,
Er hat gesiegt in diesem großen Kampf,
Er lebt und herrscht und Du, o Gott, bist tot.

Wir haben alle Waffen Dir entrungen,
Das Zepter Deiner Herrschaft Dir geraubt,
Und all die Kräfte sind uns untertänig,
Mit denen Du bisher die Welt regiert.

Wer will uns trozen? Deine Blitze haben
Wir Dir entlehnt und lassen feck sie spielen,
Wie's uns beliebt. Wir schaffen Licht und Wärme
Und Deiner Nacht geheimnisvolles Dunkel
Verwandeln wir in strahlenhellen Tag.
Wir lassen tote Räder saufend rollen
Und zwingen der Natur geheimste Kräfte
In unsres Herrscherwillens Sklavendienst.
Wir spotten der Entfernungen, die Du
Uns neidisch zwischen Dort und Hier gelegt
Und triumphieren über Zeit und Raum.
Ein Fingerdruck und um den Erdenball
Fliegt dem Gedanken gleich der Zaubersfunke
Und macht, was künftig war, zur Gegenwart.
Wir heben über Dein Gesetz der Schwere,
Mit dem Du an die Erde uns gebannt,
Uns dreift hinweg und schweben gleich dem Vogel,
Obwohl Du seine Flügel uns versagt,
Durch eigne Kunst empor bis zu den Wolken.
Im weiten Himmelsraum erglänzt kein Stern,
Den unsre Riesenrohre nicht erspähen;
Tief in der Erde festverschloss'nen Schoß
Dringt unser Fuß und raubt ihr all die Schätze,
Die wir zu unsrer Lust und Arbeit brauchen.
Und wo sie trotzig uns den Weg versperrt,
Da sprengen wir ihr starres Felsgestein
Und lassen sie vor unsrer Macht erzittern.

Und jetzt, wo auch der Herrschermantel mein,
Der Dir entglitten, schlafbefang'ner Gott,
Setz' ich mich ungesäumt an Deine Stelle
Und schaffe statt der alten morschen Welt
Aus eigener Kraft jetzt eine bess're neue,
Wo neu ersteht das Erdenparadies,
In dem kein wilder Kampf ums Dasein tobt,
Kein Neid und Haß, weil jeder alles hat,
Was seines Leibes Notdurft stillt und Nahrung,
Und wonach irgend nur sein Herz begehrt!
Mein Wille gegen Deinen! Auf ans Werk!
Mag auch Dein Himmel, drauß Du längst verbannt,
Sich hüllen, so wie jetzt, in dunkles Grau
Und schwefelgelbe Blitze niedersenden, —
Nicht zag' ich vor der Elemente Wut.
Horch, Schlag auf Schlag in wildem Donnerrollen!
Das ist der rechte Augenblick!“

Und er erhob
Beschwörend seinen Arm und rief: „Verschwinde
Für immer nun, du überlebte Welt
Und mache einer neuen bessern Platz!“

Da zuckte aus des Himmels Wolfenschöß
Ein Flammenblitz hernieder, daß geblendet
Er mit der Hand die Augen sich verhüllte
Und rückwärts taumelnd erst sich wiederfand.
Und als er scheu den zagen Blick erhob,

Da stand vor ihm in voller Majestät
Hoch aufgerichtet Gott und sah ihn an,
Bis er gelähmt in sich zusammenbrach.

Und also hörte er der Gottheit Stimme:

„Vermess'ner! Siehst Du nun, wie bald der Traum
Von Deiner Göttlichkeit in Nichts zerstiebt?

Du pochst außs Wissen, das die Frucht Dir gibt,
Die Du gepflückt von der Erkenntnis Baum;

Doch all Dein Wissen ist noch nicht die Kraft,
Die göttlich ist und neue Welten schafft.

Magst Du in meinen Mantel stolz Dich kleiden,
Die auß're Hülle macht noch keinen Gott.

Der Schlangentrost selbst, nun zu unterscheiden,
Was Gut und Böse, wird bei Dir zum Spott.

Und wenn Dein Wissen nicht mal dazu reicht,
Was bleibt Dir dann, was noch der Gottheit gleicht?

Dein Wollen lebt im Reiche der Gedanken,
Allein Dein Können hemmen tausend Schranken.

Statt eigenkräftig Neues frei zu zeugen,
Mußt der Notwendigkeit Du stets Dich beugen.

Du glaubst zu herrschen über die Natur,
Und bleibst von ihr doch selbst ein Teilchen nur,

Den ewigen Gesetzen untertan,

Mit denen ich gezeichnet ihre Bahn.

Die Kräfte, die in ihr verborgen walten,

Kannst Du wohl künstlich auß- und umgestalten,

Doch Neues schaffen, das sich lebend regt
Und in sich selbst die Kraft des Werdens trägt,
Das aus dem Reime sich zur Frucht entfaltet,
Und aus der Frucht den neuen Reim gestaltet,
Der lebenskräftig selbst nun weiter schafft
Und nicht nur Kräfte borgt aus fremder Kraft, —
Das kannst Du nicht! Wenn diese Welt zerfällt,
Du schaffst Dir nimmer eine neue Welt;
Nie schaffst Du neu das alte Paradies,
Aus dem Dein Wissensdrang Dich selbst verstieß.
Wie stolz Dir auch die Brust vor Dünkel schwillt,
Weil ich Dich schuf als Gottes Ebenbild,
Du bleibst doch nur mein Ebenbild auf Erden
Und träumst vergeblich, selbst nun Gott zu werden.
Du bleibst doch Mensch! Drum lerne, Dich beschränken!
Du magst ja wohl ein Paradies Dir denken,
Doch solltest Du Jahrtausende drum ringen,
Es neu zu schaffen, wird Dir nie gelingen.
Nur in Dir selbst, in Deines Innern Walten,
Kannst Du Dir still ein Paradies gestalten,
Wenn Du im Banne selbstgewählter Pflichten
Nicht nur zu fordern lernst, auch zu verzichten!
Wenn nicht nach Früchten, die nicht Dir gereift,
Die frevlerische Hand begehrlieh greift.
Verzichten mußt Du! Und doch ist das Streben
Nach Unerreichbarem Dein bestes Leben.
Drum zürne ich Dir nicht! Steh' auf und wandle,

Und strebe weiter, forsche, wirf' und handle,
Dein Ziel es sei, Gott immer mehr zu gleichen,
Kannst Du das Gottsein selbst auch nie erreichen!
Genug, wenn Du in dem, was Du verrichtest,
Den Zwiespalt zwischen Gut und Böse schlichtest.

So wird, wie's Dir bestimmt im Schicksalsbuch,
Die Arbeit Dir zum Segen, nicht zum Fluch,
Und Dein vermess'ner Traum, mir gleich zu werden,
Schafft dennoch Dir ein Paradies auf Erden!

Eine Vision.

Ein Sommerabend war's. Schon trieb die Nacht
Der Dämm'ring erste Boten vor sich her.
Der Tag war hingegangen arbeitschwer
Und hatte mancherlei Verdruß gebracht.

Ins Freie eilt' ich, um mich auszuspannen
Und der Gedanken Sorgenlast zu bannen,
Zur Stadt hinaus dem nahen Walde zu.

Doch die Gedanken ließen mir nicht Ruh'
Und immer quälte mich die eine Frage:
„Wozu die Arbeit? Wozu all die Plage,
Wenn das, was wir erstreben, doch mißlingt,
Und alle Müh' uns nur Enttäuschung bringt?“

So kam ich in das stille Waldgebiet
Und stand am Flusse, der das Tal durchzieht.

Und plötzlich, an des Flusses Ufersaum —
War's Augentäuschung, war es bloß ein Traum? —
Erblickt' ich in dem dämmerhellen Wald
Dicht vor mir eine seltsame Gestalt.
Da stand ein Mann, dem manches Arbeitsjahr
Ins Furchenantlitz eingegraben war,
Und was er trieb, war wunderbarlich zu schau'n.

Zu Füßen ihm, in Scheite schon zerhan'n,
Lag eine Birke in dem Ufersand,
Und Stück für Stück ergriff mit rascher Hand
Er immer wieder, schnitzte dran herum
Mit seinem Messer, atemlos und stumm,
Und setzte dann, was er zustand gebracht,
Ins Wasser nieder ohne viel Bedacht.

Erst konnt' ich mir nicht deuten sein Gebaren,
Dann sah ich, daß es kleine Schiffllein waren,
Die er sich schnitzte aus dem frischen Holz.
Und jedem Schiffllein sah er nach mit Stolz,
Wie es sich fröhlich wiegte auf den Wellen
Und flink dahinglitt auf dem Strom, dem schnellen.
Bis es zu einem nahen Strudel kam,
Der es in seine gier'gen Arme nahm,
Daß bald das arme Schiffllein, leicht und schwank,
Im Strudel festsaß, umschlug und versank.

So ging's mit jedem Schiffllein. Immer wieder
Zog es der Fluß in seine Tiefe nieder
Und keins von allen kämpfte durch die Windung
Des Flusses sich hindurch bis zu der Mündung.

Er aber ließ die Müh' sich nicht verdrießen,
Ließ Schiff auf Schiffllein stolz stromabwärts schießen.
So dicht ihn Späne auch schon rings umgaben,
So viele Schiffllein auch der Strom begraben,

Er schnitzte immerzu am Uferrand
Ein neues Schifflein mit behender Hand
Und stets auß neu mit unverbross'nem Mut
Vertraute er's der trügerischen Flut.

Und staunend trat ich auf ihn zu: „Sag' an!
Wer bist Du und was treibst Du, alter Mann?
Was soll Dein nutzlos=törichtes Beginnen?
Wie wird Dein Schifflein je das Meer gewinnen.“

Und jener drauf: „Was fragst Du wunderbarlich!
Das, was Du selber bist, das bin auch ich.
Ich bin ein Mensch, wie Du, und was ich treibe,
Treibt jeder, der geboren ist vom Weibe.
Vom frühen Morgen bis zur Abendruh'
Schnitz't Du auch Schifflein, so wie ich es tu',
Die Hoffnungsschifflein Deines Menschenlebens.
Und wieviel schnitztest Du nicht schon vergebens!
Den Wellen gabst Du sie. Kannst Du bestimmen,
Wie weit die Schifflein, die Du aussehk'st, schwimmen?
Doch weil ich Mensch bin, laß ich mir den Glauben
Und Schaffenslust und Hoffnungsmut nicht rauben.
Vielleicht kommt doch, so oft es auch mißlingt,
Dereinst ein Tag, der mir Erfüllung bringt.
Und nun genug, mein Freund! Verlaß mich nun
Und stör' mich nicht, Du siehst, ich hab' zu tun.“

Und plötzlich, wie ein Spuß war er verschwunden.
Ich aber stand noch lange da und sann.
Und als den Heimweg endlich ich gefunden,
Griff ich mit neuem Mut mein Tagwerk an.

Deutschland.

(Zwei Sonette.)

I.

1870.

O große Zeit, da aus dem Schlag der Schwerter
Begeist'rungsfunken hell wir sprühen sehen,
Daß Hand in Hand die Brüder wieder gehen
In stolzer Einigkeit, in siegverklärter.

In neuer Kraft, vergessend längst verjährter,
Zwiespält'ger Feindschaft, will aus blut'gen Wehen
Alldeutschland herrlich wiederum erstehen,
Ein starker Siegfried jekt, kein bleicher Werther.

So schließt die Not dich wieder fest zusammen,
Du Deutsches Reich, mit Blut zurückzukaufen
Die Kinder, welche deinem Schoß entstammen.

Schick' heim den Feind mit blut'gen Schwertesknäufen
Und hell durch alle Lande laß es flammen,
Das alte Kaiserswert der Hohenstaufen!

II.

1920.

Wo blieb der Traum aus jenen großen Tagen?
Jung=Siegfried, den kein Feind vermocht zu fällen,
Der sich in offnem Kampf ihm mochte stellen,
Liegt nun am Boden, hinterrücks erschlagen.

Der Waffen bar, die Trug ihm fortgetragen,
Und schönli' verlassen von den Kampfgesellen,
Sucht er umsonst, sich noch emporzuschellen,
Durchbohrt vom Meuchelspeer des falschen Hagen.

Doch sind ihm auch zur Hand nicht mehr die Waffen,
Mit denen er die Feinde trieb zu Paaren
Und droht die Heldenkraft schon zu erschaffen:

Noch zittern vor ihm seiner Feinde Scharen,
Er werde doch, wie einst, empor sich raffen,
Um mit dem Racheschwerte dreinzufahren.

Zwei Städte.

I.

Die Kleinstadt.

Städtchen so friedlich, so eng und klein,
Über verklärt von Sonnenschein,
Wie ein Märchen aus alter Zeit.
Häuser an Häuschen dicht gereiht,
Schmale Gassen, doch still und traut,
Wand an Wand so nah gebaut,
Daß von Nachbar zu Nachbar die Hand
Freundlich sich streckt gar wohlbekannt.
Jeder weiß, was der andere tut,
Jeder kennt den anderen gut.
Minchen liegt an den Masern krank,
Besser geht's heut schon, Gott sei Dank!
Frik zog sein neues Röckchen an,
Hans hat heut einen Hampelmann.
Lieschen hat sich mit Franz verlobt,
Wie auch die neidische Schwester getobt.
Und dort drüben das alte Paar
Liebt sich noch heut, wie im ersten Jahr,
Sorgt für einander und teilt sein Brot
Gern mit der armen Witwe Not.

*

*

*

II.

Die Großstadt.

Großstadt du! Welch buntes Getriebe,
Aber wie arm an Freundschaft und Liebe!
Keiner fragt, was der andere treibt,
Jeder sorgt, wo er selbst nur bleibt.
Wer wohnt drüben? Ein alter Mann,
Was er ist, was geht's mich an.
Wer wohnt dort? Eine Mutter nebst Kind,
Kümmert's mich, wer die beiden sind.
Doch dort weiter im Prunkpalast?
Was weiß ich, wer dort schwelgt und praßt.
Aber dahinter im Nebenbau?
Scheint eine alte einsame Frau
Mit vergrämtem müden Gesicht,
Wer sie ist, das weiß ich nicht.
Was nützt mir's, wenn ich mehr erfähr'?
Fege jeder vor seiner Thür.
Habe genug mit mir selbst zu tun.
Laßt das müßige Fragen ruh'n
Nach des Nächsten Glück oder Pein, —
Leben und sterben muß jeder allein!

Fünfzig Jahr!

Fünfzig Lebensjahre vergangen!
Eine Masche im Teppich der Zeit,
Schon beendet, kaum angefangen
Auf dem Webstuhl der Ewigkeit.
Und doch! In dem karglichen Maße
Menschenärmlicher Daseinsfrist,
Welche weite Wanderstraße
Zwischen dem, was war und ist.

Welche weite Wegespanne
Berghinauf und talherab!
Kinderträume, vergessen vom Manne,
Mannesträume, versenkt ins Grab.
Blumenduftige Jugendpfade
Ueberschüttet von Steingeröll
Und manch wackerer Kamerade
Mit verschüttet als Weggefell.

Stolze Bäume, die aufwärts strebten,
Von den Stürmen entzwei geknickt,
Heiße Wünsche, die hoffend lebten,
In dem Lärm des Tages erstickt.
Fünfzig Jahre! Ein halbes Jahrhundert
Schwand in dem Strom der Zeiten dahin!
Und ich frage mich still verwundert,
Ob ich denn selbst noch am Leben bin?

Hinter den Bergen wohnt das Glück . . .

Hinter den Bergen wohnt das Glück!
Wenn die Nacht in den Tälern graut,
Ueber die Gipfel der Berge schaut
Noch ein Strahl der Sonne zurück.

Steige nur aufwärts Stück um Stück,
Lange noch wirst Du ihr Leuchten seh'n,
Oh' die letzten Strahlen vergeh'n . . .
Hinter den Bergen wohnt das Glück!

Abends am Meer.

Blattstill der Baum,
Düfteschwer spinnt
In Schlaf sich und Traum
Müde der Wind.

Ausgetollt
Wiegt die Woge sich sacht,
Abendgold
Rüht sie zur Nacht.

Traumselig streckt
Die See sich zur Ruh',
Dämmerung deckt
Zärtlich sie zu.

Lied.

Aus fernen Dämmerungen
Schwebt leis an mich heran
Ein Lied, schon halb verflungen,
Noch eh' es recht begann.

Ein Traum, schon halb entschwunden,
Noch eh' er ausgeträumt,
Ein Glück, daß zwei Sekunden
Den Weg mir goldbesäimt.

Ein Stücklein sind wir mitsammen gegangen . .

Ein Stücklein sind wir mitsammen gegangen,
Hinein in den lockenden Lenz wir zwei:
Es blühten die Blumen, es lachte der Mai,
Die Vögel sangen,
Die Knospen sprangen,
Die Sonntagsglocken des Herzens klangen, —
Es ist vorbei!

Wo blieben die Schwüre, die wir uns schwuren
In heller sonniger Jugendzeit?
Die Welt ist rund, die Welt ist weit.
Verweht die Spuren,
Verstaubt die Fluren,
Wo einst dem Glück wir entgegenfuhren, —
Der Weg verschneit!

Doch wenn die Augen sich träumend schließen
Und in dem Dämmer der dunkelnden Nacht
Das Jetzt versinkt und das Einst erwacht:
Aufs neu dann sprießen
Die holden süßen
Lenzblumen auf und das Glück läßt grüßen
Und lockt und lacht!

Glück.

Glück! Glück! Wie die Seifenblase
Flüchtig zergehend im Blau!
Glück! Glück! Wie im jungen Grase
Schillernd ein Tropfen Tau!

Strahlt die Sonne am Sommermorgen,
Blickt der Tau so hell,
Weiß sich alle Lichter zu borgen
Aus dem Strahlenquell.

Kommt der Mittag heraufgezogen
Heiß, heiß, heiß!
Schnell wird der Tropfen aufgesogen,
Oh' er es selber weiß.

Bleibt ein kleines Restchen noch hangen
Bis zum Abendrot.
Kommt vor Nacht ein Wetter gegangen,
Peitscht das Tröpfchen tot.

Peitscht den Halm im Regenschauer
Nieder mit einem Schlag.
Glück, Glück! Ist deine Dauer
Raum ein flüchtiger Tag?

Tote Liebe.

Willst Du Deine tote Liebe begraben,
Scharre sie nicht auf dem Markte ein,
Wo der Klatschsucht heifere Raben
Ewig hungrig nach Futter schrei'n.

Bette sie stumm in heimlicher Stille
Tief in des Herzens verborgensten Schacht,
Und Dein schmerzbeherrschender Wille
Halte schweigend die Totenwacht.

Zwei Namen.

Ein Kirchlein grüßt weit über das Land.
Zwei Namen steh'n an der Mauerwand
Hoch oben im Glockenturme.
Die Winde bliesen von Ost und West,
Die Mauern hielten die Namen fest
Und trockten dem Regen und Sturme.

Einst saßen dort zweie im Maienschein
Und ritzen die Namen in den Stein,
Umsponnen von Sonnensäden.
Zwei Namen und einen Kranz herum!
Die Mauern sahen's, die Mauern sind stumm
Und könnten so viel doch reden.

Die Namen stehen noch heute dort,
Die einst sie schrieben, sind lange fort,
Zerstreut in dem Weltgetriebe.
Und wenn die Glocke jetzt schwingt und singt,
Es dumpf und schwer in die Ferne klingt,
Wie Sterbeglocken der Liebe.

Der Mutter Weihnachtslied.

(1917.)

„Morgen kommt der Weihnachtsmann,
Kommt mit seinen Gaben!“
O du altes Kinderlied,
Wie dein Klang durchs Ohr mir zieht,
Mir das Herz zu laben.

Einsam sitz' ich und allein
In dem Witwenstübchen.
Einstmals saß ich hier zu drei'n,
Auf dem Schoß ein Mägdelein,
Auf dem Knie ein Bübchen.

Vater war schon lange tot,
Starb noch jung an Jahren.
Alles, was von ihm mir blieb,
Warst Du, Mägdelein, zart und lieb,
Knäblein, braun von Haaren.

Wo ist jene Zeit jetzt hin?
Wie die Jahre flogen!
Mägdelein wurde schmuß und groß,
Dachte an den Liebsten bloß,
Ist davongezogen.

Knäblein wuchs zum Manne auf,
Stand mir treu zur Seite.
Kam der böse, böse Krieg,
Rief ihn fort zu Kampf und Sieg,
Fort von mir ins Weite.

Ach, noch immer will der Krieg
Nicht zu Ende gehen!
Und ein langes, banges Jahr
Hofft' umsonst ich immerdar
Auf ein Wiedersehen!

„Morgen kommt der Weihnachtsmann!“
Und was wird er bringen?
Morgen — wär's doch morgen schon! —
Morgen, morgen kommt mein Sohn!
Soll ich da nicht singen?

„Morgen kommt der Weihnachtsmann,
Kommt mit feinen Gaben!“
Morgen schließ' den Sohn ich warm
Wieder in den Mutterarm,
Wie als kleinen Knaben!

Markgraf Rüdiger.

(1916.)

Der Markgraf von Bechlaren, der edle Rüdiger,
Er ließ den Schild sich reichen, dazu den Eschenspeer,
Das Schwert nahm er zu Händen und schritt zum
blut'gen Streit
Mit den Burgondenrechen, zu lösen den geschwornen Eid.

Wohl litt in seinem Herzen er bittre Todesnot,
Doch war's nicht Furcht und Sorge vor Wunden und
vor Tod.

Im Todeskampf der Seele hob stürmend sich die Brust,
Weil der Vasallentreue die Brudertreu' er opfern muß!

Blutbrüderschaft, die fester, als stärkster Mörtel eint,
Hält ihn verknüpft mit jenen, die jetzt ihn seh'n als Feind.
Sie ruft: „Ihr seid doch Brüder! Hältst Du die
Brüder wert,
Wie kannst Du dann wohl zücken auf ihre Brust
das Mörderschwert?“

Doch lauter ruft dagegen die starke Mannentreu:
„Du hast den Eid geschworen! Hab' vor dem Meineid
Scheu!

Der Eid, er bindet stärker, als was sonst bindend ist,
Und Heldentum und Ehre verscherzt, wer seines Eid's
vergift!“

„O weh' mir!“ hub zu klagen der edle Markgraf an,
„Daß grade ich auf Erden so bittres Los gewann.
Hier mahnt mich Pflicht und Ehre, dort ruft mich Ehr'
und Pflicht,
Und wenn ich beides lasse, speit jeder mir ins Angesicht!“

„Nichts kann die Seele retten aus dieses Zwiespalts
Not
Und sterbend leid' ich zwiefach an Leib und Seel' den
Tod.
Ein unentrinnbar' Schicksal zieht mich in seinen Bann
Und zu dem ungetreusten wird so der allertreuste
Mann!“

So klagte von Bechlaren, der edle Rüdiger.
Dann griff er zu dem Schwerte, zum Schilde und zum
Speer.
Und hoherhob'nen Hauptes, treu dem geschwor'nen Eid
Schritt er zum blut'gen Kampfe, zum brudermörderischen
Streit.

Hei, tobten seine Schläge auf Helm und Schildesknauf,
Hei, sprangen heiße Bronnen des Blutes vor ihm auf.

Hei, mischte rot sein Blut sich mit der Burgonden Blut,
Biß mit dem letzten Tropfen er zahlte seinen Heldenmut.

Allein, so lang noch kündet von Treue biß zum Tod
Das große Lied der Lieder: „Der Nibelungen Not“,
So lange wird auch leben die alte Heldenmär'
Vom Treuesten aller Treuen, dem edlen Kecken Rüdiger!

Dornröschen.

(Ein Märchen).

(1918.)

Dornröschen liegt in tiefem Schlaf,
Eine Dornenhecke herum.
Seit sie der Spruch der Hexe traf,
Kings alles tot und stumm.

Sie schläft und harrt nur immerdar
In Traumversunkenheit
Des Prinzen, der ihr verheißen war,
Der kommt und sie befreit.

Die Dornenhecke wächst und steigt
Stets höher um sie her,
Das böse Gestrüppe, eng verzweigt,
Umschließt sie immer mehr.

Es wächst zum dichten Dornenwald
Und raubt ihr Luft und Licht. —
Verheiß'ner Retter, kommst Du bald,
Von dem das Märchen spricht?

* * *

Und horch, schon hört man Rosseshuf,
Von dem die Erde dröhnt,
Und des Befreiers heller Ruf
Schon nah und näher tönt.

Es bahnt mit scharfem Schwert der Held
Den Weg sich hoch zu Roß
Und sprengt durchs dichte Dornenfeld
Vor das verwunsch'ne Schloß.

Und grüßend läßt sein Silberhorn
Erschallen er mit Macht:
Zu Rosen wandelt sich der Dorn
Und alles rings erwacht.

Und wie die Maid den Prinzen schaut,
Da jauchzt sie auf vor Lust
Und sinkt mit hellem Jubellaut
Dem Ketter an die Brust.

Berg und Tal.

Im Tale geht es gar lustig zu,
Dort tanzt so vergnügt die Menge,
Es schleift über staubigen Grund der Schuh,
Man schluckt den Staub in Seelenruh'
Und achtet nicht der Enge.

Man singt und plaudert, man scherzt und lacht
Und hält sich vor Lachen die Seiten,
Sobald der platteste Witz gemacht,
Und freut sich, was die Stunde gebracht
An tausend Nichtigkeiten.

Das Bier schmeckt gut und der Tabak auch
Und will man die Brust sich schmücken:
Viel Heckenrosen nickten am Strauch,
Da kann ein jeder nach altem Brauch
Sich einmal eine pflücken.

Die hohen Berge, die tief im Tal
Ringsum die Fernsicht verdecken,
Sie machen es zwar recht eng und schmal,
Doch pflegt ein verirrter Sonnenstrahl
Auch manchmal die Schläfer zu wecken.

Und sind die Berge auch viel zu steil,
Um mühsam hinaufzuklettern,
Es findet jeder auch unten sein Seil,
Und bleibt beschützt, bewahrt und heil
Vor Sturmestoben und Wettern.

Nur einen faßte die Sehnsucht heiß
Nach der Berge Herrlichkeiten,
Ihn rief es fort aus dem engen Kreis
Empor zu der Berge Edelweiß
Und der Höhe lockenden Weiten.

Er wollte erklimmen den höchsten Grat,
Wie ihm die Hoffnung versprochen,
Der Tag versinkt, die Nacht sie naht —
Er mußte büßen die feste Tat,
Sein Fuß ist ihm gebrochen.

Noch hat er den Gipfel nicht erreicht
Und schon ist alles zu Ende.
Der Tag bricht an, die Nacht entweicht,
Der Morgenwind um die Höhen streicht,
Hilflos ringt er die Hände.

Und hinter der hohen Felsenwand
Da sieht er die Sonne glänzen,
Er sieht sie rings das weite Land

So hell, wie er es noch nie gekannt,
Mit rosigem Schimmer umkränzen.

Er schaut empor zu den steilen Höh'n,
Sieht rings die Gipfel sich färben
Und still verhallt sein Schmerzgestöhn:
„O Welt, wie bist du so weit und schön,
Und ich muß elend sterben!“

Der Greifensteiner.

Daß war der Graf von Greifenstein,
Ein Mann von Rang und Stande.
Kein bess'rer Zecher mochte sein
Im ganzen Thüringer Lande.
Auf hohem Felsen stand sein Schloß
Und stolze Gäste hoch zu Roß
Sah oft man aufwärts reiten.

Gar steil und staubig war der Pfad,
Der zu dem Schlosse führte,
Daß jeder, der der Burg genah,
Gewalt'gen Durst verspürte.
Drum, eh' er ritt zum Tor hinein,
Ward jedem ein Pokal voll Wein
Als Willkomm dargeboten.

Nie fehlte es an gold'nem Naß
Im tiefen Felsenkeller.
Da standen zahllos Faß bei Faß
Rheinwein und Muskateller.
Da gab's manch herrliches Gewächs,
Gewärtig seines edlen Zwecks,
Den Durst'gen froh zu machen.

Doch was der Graf am höchsten hielt,
Das war ein selbstbestellter,
Ein Wein, den er voll Stolz erzielt
Aus seiner eig'nen Kelter,
Aus Trauben, die er jahrelang
Gezüchtet an des Berges Hang
Zu Thürings Ruhm und Ehre.

Nur spärlich ward belohnt sein Müh'n,
Auch schuf ein Ding ihm Trauer:
Die Trauben blieben ziemlich grün
Und schmeckten reichlich sauer.
Doch war der Trank nur klar und kühl,
So schlürfte er mit Hochgefühl
Den eig'nen Greifensteiner.

Nun kam einmal nach altem Brauch,
Als er sich müd' gestritten,
Der deutsche Kaiser Heinrich auch
Zum Greifenstein geritten.
Nach wildem Kampf im Schwarzatal
Wollt er bei kräft'gem Trunk und Mahl
Sich Leib und Seele laben.

Und als er vor dem Burgtor stand,
Das er mit Müh' erklommen,
Da reichte ihm des Grafen Hand
Den Festtrunk zum Willkommen:

„Grüß' Gott Euch, Herr! Mag dieser Wein,
Gewachsen auf dem Greifenstein,
Euch Thüring's Huld'gung bringen!“

Der Kaiser griff nach dem Pokal
Und leert' ihn ohne Zaudern.
Da überließ mit einem Mal
Urpötzlich ihn ein Schaudern.
Er hustete und spuckte stumm,
Dann warf er wild sein Roß herum
Und jagte fort mit Grausen.

Er jagte über Stein und Sand
Hinterweg aus Thüring's Gründen
Und tags darauf ließ rings im Land
Er als Gebot verkünden:
„Wer künftighin in Thüring's Gau'n
Sich noch erdreistet, Wein zu bau'n,
Der soll des Todes sterben!“

Des Rätsels Lösung.

Du fragst, mein Kind, und möchtest gerne wissen
Des Rätsels Lösung, daß Dich arg verdrießt,
Weshalb in aller Welt nur man beim Küssen
Erfahrungsmäßig meist die Augen schließt.

Des Rätsels Lösung liegt nicht allzuferne
Für jeden, der den Lauf der Dinge kennt.
Merk' auf, mein Kind: es ist, weil niemand gerne
Mit offenen Augen ins Verderben rennt.

Variante.

„Sag' mir, mit wem Du umgehst, ich will, was Du
bist, Dir dann sagen!“

Also lautet ein Spruch, häufig erprobt und bewährt.
Doch es bietet dazu von selbst sich eine Variante,

Denke ich dessen, o Freund, was Du mir kürzlich
gesagt.

Die Gesetze, so meinst Du, sind da, um umgangen
zu werden?

„Sagst Du mir, was Du umgehst, sage ich Dir,
was Du bist.“

Boshheiten.

1.

Einer Klatschbäse.

Zum Hören sind Dir angeboren,
Doch nicht zum Horchen Deine Ohren.

2.

Einer Kofette.

Die Augen gab Dir Gott zum Seh'n,
Du aber brauchst sie zum Verdreh'n.

3.

Einem Dummkopf.

Zwei Füße gab Dir die Natur,
Zwei fehlen Dir zum Esel nur.

Die Muschel.

Auf meinem Tisch eine Muschel steht.
Einst hat sie der Sturm an den Strand geweht,
Fern, fern in schöneren Landen.
Da rauschte und sang sein Lied das Meer,
Da zogen die Wogen so stolz daher
Und die Muschel hörte sie branden.

Längst ist das Meeresrauschen verstummt,
Doch aus der Tiefe der Muschel summt
Es noch von vergangenen Tagen,
Ein fernes leises, lockendes Lied,
Das sehnsuchtschwer durch die Seele zieht,
Wie des Heimwehs Sehnen und Klagen.

Ständchen.

Komm' in die dämmernde Nacht heraus,
Glühend duften die Rosen.
Horch, wie die Winde umß stille Haus
Schmeichelnd flüstern und kosen.
Höre mich rufen mit leisem Klang,
Darf die Schläfer nicht stören,
Du nur sollst den lockenden Sang
In Deinem Kämmerlein hören.

Komm' heraus in die dämmernde Nacht,
Komm' auf schleichenden Zehen,
Daß kein Lauscher, der heimlich wacht,
Unser Glück mag erspähen.
Nur ein kleines Leuchtkäferlein
Schwirrt verliebt in den Zweigen,
Sonst wir beide allein, allein —
Rosen duften und schweigen!

Es gibt Leute . . .

Es gibt Leute, harmlose Leute,
Die wissen nichts von Sehnen und Sorgen,
Sie kümmert kein Gestern, sie quält kein Morgen,
Sie plätschern zufrieden im ewigen Heute.

Es gibt Leute, klägliche Leute,
Sie kennen kein Wünschen, sie reizt kein Hoffen,
Nie seh'n sie die Tore des Lebens offen,
Nichts gibt es, was sie erfreute und reute.

Es gibt Leute, glücklose Leute,
Und dennoch möchten mit keinem sie tauschen.
Sie hören die Rätsel des Lebens rauschen
Und suchen umsonst das Wort, das sie deute.

Es gibt Leute, tapfere Leute,
Sie wissen, sie werden das Wort nicht finden,
Und dennoch lassen den Mut sie nicht schwinden
Und trohen des Schicksals tückischer Meute.

Ich geh' die alten Pfade . . .

Ich geh' die alten Pfade,
Dieselben sind's nicht mehr,
An Berg- und Flußgestade
Späh' ich umsonst umher.

An jedem Kreuzweg halte
Und träum' ich: „kommst Du bald?“
Erinn'ung nur, die alte,
Rauscht flüsternd durch den Wald.

Wem all sein Lebensglück gestorben ist . . .

Wem all sein Lebensglück gestorben ist,
Daß öd' und dunkel vor ihm liegt die Ferne,
Er hat doch etwas, was sich nie vergißt
Und freundlich grüßt wie mildes Licht der Sterne.

So oft er seiner Kinderjahre denkt,
Wo er noch nichts gewußt von Leid und Sehnen,
Wird ihm vom Glück ein Lächeln noch geschenkt,
Ist es auch nur ein Lächeln unter Tränen.

Der Weg zum Glück.

Das Glück lockt drüben. Ein Bergstrom trennt.
Zwei stehen am Ufer. Die Sehnsucht brennt.
Der eine sieht prüfend den Strom erst an,
Ob er ihn auch richtig durchschwimmen kann.

Der andre wirft sich hinein voll Mut
Und teilt mit kräftigen Armen die Flut.
Und sollt' er im Strome auch untergehn,
Weit besser, als tatlos am Ufer stehn.

Das bitterste Los.

Ihr kennt sie, die Not,
Die, wie schleichendes Gift,
Schlimmer als Tod
Ihr Opfer trifft.

Krankheit ist Leid!
Todgeweiht,
Elend und hager
Bannt sie aus Lager
Schmerzverzehrt
Ihn, den die Seinen
Jammernd beweinen,
Der sie ernährt.

Blindheit ist Pein!
Lichtentrückt
Fehlt ihr allein,
Was uns beglückt.
Sterne der Nacht,
Tagespracht,
Ströme des Lichts, —
Ihr sind sie nichts.

Hunger ist Qual!
Seht Ihr ihn nicht?
Bleich und fahl
Starrt sein Gesicht.

Stumm in der Hütten
Notbereich
Kommt er geschritten
Gespenstergleich.

Aber der, der wahnunnachtet
In den Banden des Ir r s i n n s schmachtet,
Dem des Geistes Auge erblindet,
Der nicht Hilfe noch Heilung findet,
Und beraubt des ewigen Lichts
Trostlos starrt in das geistige Nichts,
Hilflos, ärmer als ein Kind,
Geistig taub und geistig blind,
Zur Verzweiflung auserkoren,
Jammernd um das, was er verloren,
Ruhgemieden, vom Glück gehaßt,
Sich zur Qual, dem Nächsten zur Last,
Körperlich lebend, schon tot im Geist,
Bis der dünne Faden zerreißt,
Der ihn, verloren für diese Welt,
Doch noch an sie gefesselt hält —
Diesem Vermissten vor allen, allen
Ist das bitterste Loß gefallen,
Das ist, soweit das Elend reicht,
Das ist Not, der keine gleicht!

Die einen und die anderen.

Die einen.

Im Gleiß der Pflicht
Geht unser Schritt,
Wenn's Herz auch spricht,
Der Kopf spricht mit.
Nie überwallt
Uns das Gefühl,
Wir sind nicht kalt,
Wir sind nur kühl.
Nicht jeder zeigt,
Womit er's hält,
Wer klug ist, schweigt
Und scheut die Welt.

Die anderen.

Ein Ruf der Lust,
Ein Zorneschrei
Aus voller Brust,
Sei's, wo's auch sei!

Doch Ihr, man weiß,
Seid viel zu schlau:
Nie seid Ihr heiß,
Nur immer lau.
Euch ziemt doch nur,
So klug Ihr seid,
Die Signatur:
Erbärmlichkeit!

In ein Album.

Nicht sei dies Buch ein Prunksalon,
Wo feingebügelt und geschniegelt
Ein jeder eitle Seladon
Sich wohlgefällig selbst bespiegelt,
Wo jeder Narr um Minnesold
Verliebte Komplimente drechzelt,
Und großer Geister Weisheitsgold
In hohler Phrasen Kleingeld wechzelt.

Es sei dies Buch ein Boudoir,
Wo wen'gen nur, die wert erfunden,
Du gern ein Plätzchen bietest dar
Zu traulich ernsten Plauderstunden;
Wo nicht der auß're Glitterschein,
Nur inn'rer Wert und Reichtum frommen,
Wo Witz und Geist nicht nur allein,
Auch Seel' und Herz zu Worte kommen.

Ist solch ein Sammelplatz dies Buch
Für freundliche Erinnerungen,
So wird in ihm der Erde Fluch,
Die Allvergänglichkeit, bezwungen.
So oft den Blick Du niedersenkst
Auf dieses Buchs beschrieb'ne Seiten,
Erwacht, sobald Du dran gedenkst,
Aufs neu der Zauber alter Zeiten.

Gruß an die Burschenzeit.

Ihr Jugendtage
Der Burschenlust,
Mit freudigem Schlage
Grüßt euch die Brust.

Von Morgenstrahlen
Der Weg erhellt,
Von Idealen
Das Herz geschwellt.

Noch frisch die Triebe,
Nicht well und blaß,
Noch Kraft zur Liebe,
Noch Mut zum Haß.

Kein banges Zögern
Im Wortgefecht,
Mit blanken Schlägern
Für Ehr' und Recht.

Kein ängstlich Ducken
Vor der Gewalt,
Kein Wimperzucken,
Kein feiges Halt!

Heraus auf die Fläche
Mit Gut und Blut:
Wägen bringt Schwäche,
Wagen gibt Mut! — —

So tönen die Lieder
An Herz und Ohr
Und hell steigt wieder
Das Einst empor.

Verknöcherte Fellen,
Sie glätten sich sacht —
Auch in uns Alten
Der Bursch erwacht.

Nicht Epigonen
Vom Alter bedroht,
Noch Kommilitonen
Von echtem Schrot.

Kein Hoch und Nieder,
Kein Arm und Reich,
Als Bundesbrüder
Von Herzen gleich.

Drum hell im Chore
Gelobt auß neu
Der Trikolore
Die alte Treu'!

An Prof. Leo Meyer

bei seinem Scheiden vom Dorpater Lehrstuhl für Sprachvergleichung.
(Im Namen seiner früheren Schüler.)

Es gab eine Zeit —
Wohl liegt sie weit,
Doch bleibt sie uns unbergessen —
Da haben vor Dir
Als Schüler wir
In warmer Verehrung gefessen.

Aus Deinem Mund
Da ward es uns kund,
Das Rätsel vom sprachlichen Leben,
Wie aus dem Laut
Das Wort sich erbaut,
Um kunstvoll den Satz zu weben.

Geliebt und geehrt
Hast Du uns gelehrt
In vielen beglückenden Stunden,
Wie Form und Geist
Als eins sich erweist,
Untrennbar selbender verbunden.

Wie mannigfalt
Aus der Urgestalt
Das Wort sich emporgerungen,
Getrennt im Klang
Durch der Zeiten Gang,
Doch einer Wurzel entsprungen.

Wie der Quell erwacht
Aus dunklem Schacht
Und nur tastend den Weg erst findet,
Bis von Land zu Land
Das Völkerband
Der Ströme befruchtend sich windet.

Mahabharata
Und Vulfila
Und das Lied von den Nibelungen,
Athen und Rom
Und Straßburgs Dom
Von einem Bande umschlungen.

So hast Du die Welt
Uns dargestellt
In der Sprachentwicklung Rahmen,
Stets frisch erneut
Ihn ausgestreut,
Des Geistes lebendigen Samen.

Jetzt treibt's Dich fort,
Verhallt Dein Wort,
Wie das so vieler andern!
Dein müdes Haupt,
Schon weg=bestaubt,
Muß neue Straßen wandern.

Doch unser Dank
Folgt lebenslang
Dir über die Abschiedsschmerzen.
Dein Name bleibt,
Dein Same treibt
Viel Frucht in dankbaren Herzen!

An Prof. Dr. Karl Dehio

zu seinem 70. Geburtstag.

Schon siebzig! Wie die Jahre gleiten!
Noch gestern dünktest Du Dich jung,
Und heute sind die Jugendzeiten
Ein Traum nur der Erinnerung.
Gewohnt, vom Zukunftsglück zu borgen,
Merkt man erst spät, wie man geirrt,
Wie bald das Heute schon zum Morgen,
Das Morgen schon zum Gestern wird.

Doch wer, wie Du, ein ganzes Leben
Geforscht, gestrebt, gewirkt, geschafft,
Dem ist ein Talisman gegeben,
Der ewig jung erhält die Kraft.
Im Zauber dessen, was gewesen,
Beseelt vom alten Jugendschwung,
Mögest Du beglückt noch lange lesen
Im Buche der Erinnerung!

Gebet.

Eine Dichtung der ermordeten Großfürstin Olga Nikolajewna.
(Aus dem Russischen übertragen.)

In diesen dunklen Leidenstagen
Schenk uns Geduld, o Herr und Gott,
Des Volks Verfolgung zu ertragen
Und unsrer Henker Hohn und Spott.

Hilf Du uns, Herr, als stumme Kläger
Der Menschen Bosheit zu verzeih'n,
Und laß uns rechte Kreuzesträger
In Deinem Geist der Milde sein.

Und will, umtobt von Feindestücken
Und wilder Horden Wutgeschrei,
Die Last der Schmach uns fast erdrücken,
Steh' Du, o Gott, uns tröstend bei.

Mag Deine Gnade und Dein Segen
Uns stärken in der höchsten Not,
Wenn uns auf unsern dunklen Wegen
Die schwere Todesstunde droht.

Und wolle dann die Kraft uns schenken,
Die über Menschenkräfte geht,
Daß wir im Sterben noch gedenken
Auch unsrer Feinde im Gebet.

Glück- und leidvoll . .

(Nach dem Russischen des Grafen A. Tolstoi,
komponiert von D. Klemm.)

Herbstlich durch den Garten zieht
Sommerabschiedsduft,
Halbverwelkte Blätter weh'n
Wirbelnd durch die Luft.

Eine letzte Rose grüßt
Sterbend vom Spalier
Und Du lehntest still Dein Haupt
An die Schulter mir.

In dem Herzen zittern mir
Glück und Weh zugleich,
Wärmend schmiegt in meine Hand
Deine Hand sich weich.

Schweigend blick' ins Aug' ich Dir,
Wortlos, tränenrüb:
Ach, nicht sagen kann ich Dir,
Du, wie ich Dich lieb'!

Der Feldherr.

(Aus dem Russischen des Grafen A. Golenitschew-
Kutusow, komp. von Musforgski.)

Es dröhnt das Schlachtfeld. Hörnerblasen.
Rings tobt der Kampf in wilder Wut.
Im Sturmschritt vor. Die Rosse rasen.
In roten Bächen fließt das Blut.
Schon glüht der Mittag. Heißes Ringen.
Die Sonne sinkt — noch tobt die Schlacht.
Es naht der Abend, doch es dringen
Die Feinde vor mit neuer Macht.
Die Nacht ist endlich nun gekommen,
Das Dunkel trennt der Kämpfer Heer.
Rings Stille. Nur noch schmerzbeklommen
Ein Todesstöhnen bang und schwer.

Und hell vom Licht des Mondes beschienen
Auf hohem Roß, gespensterweiß,
So starr die Knochenbleichen Mienen,
Erscheint der Tod! — Und rings im Kreis,
Wo all die Tausend hingefunken,
Umfaßt sein Blick das grause Bild
Und wie ein Feldherr, siegestrunken,
Umreitet er das Schlachtgefild.

Auf einem Hügel nebelgrauend
Hält er voll Stolz nun um sich schauend,
Und durch das weite Schlachtfeld dröhnt
Laut sein Triumphgesang und höhnt:
„Ich bin der Sieger! Das Los hat entschieden!
Mein seid Ihr alle, ob Freund oder Feind!
Kampf gab das Leben Euch, ich gab Euch Frieden,
Stellt Euch zur Heerschau jetzt alle geeint.
Regt im Parademarsch nochmals die Glieder,
Zählen mein Heer will als Feldherr ich nun,
Streckt in die Erde die Knochen dann wieder, —
Süß ist's, vom Leben dort auszuruh'n.
Jahre entschwinden, was ist, geht zunichte,
Auch die Erin'nung an Euch, sie verblaßt.
Ich nur vergesse Euch nie und ich richte
Stets hier ein Fest Euch als Mitternachtsgast.
Tanzend auf blutigem Plan hier alleine
Stampf' ich ihn zu, daß die Totengebeine
Ewig die Schatten des Grabes nur seh'n,
Daß aus der Erde sie nimmer ersteh'n!“

Sonette und Terzinen.
Sprüche.



Sonette.

I.

Der moderne Krieg.

Kein Kampf der Helden, wie zu jenen Zeiten,
Von denen uns das Lied der Nibelungen,
Von denen uns die Ilias gesungen,
Ist dieser Tage blut'ges Völkerstreiten.

In Riesenmassen, dichten, todgeweihten,
Seh'n wir die Kämpfer, eh' sie noch gerungen,
Vom Hagel der Geschosse schon bezwungen
Und hingestreck't im ersten Vorwärtzschreiten.

Was nützt der höchste Mut, wo nur die Minen
Und Bomben noch das letzte Machtwort sprechen
Und blind als der Vernichtung Werkzeug dienen?

Doch diese Zeit, sie wird sich furchtbar rächen:
Denn in dem Todeswüten der Maschinen
Muß Menschenwert und Menschlichkeit zerbrechen!

II.

Der Krieg 1914—1918.

Der Krieg, und sei er selbst auch ein gerechter,
Und streite er auch für die beste Sache,
Daß er die Völker frei und glücklich mache,
Er macht die Welt nicht besser, sondern schlechter.

Und dieser erst! Kein ritterlicher Fechter,
Ein giftgeschwoll'ner blutbegier'ger Drache,
Nur drauf bedacht, wie er vertausendfache
Den Massenmord als grauser Menschenschlächter!

Umsonst preist er als Schirmer der Kultur
Sich an mit gleißnerischen Trugfanfaren;
Von Haß und Neid und Lüge lebt er nur.

Recht und Gerechtigkeit treibt er zu Paaren
Und eins nur kündet seine blut'ge Spur:
Er ist barbarisch und er schafft Barbaren.

III.

Friedensfest.

Die Glocken jubeln hell dem Tag zu Ehren,
Der endlich bringt des Friedens Segenspende.
Der lange blut'ge Krieg ist nun zu Ende,
Und Heimkehr winkt den kampfesmäuden Heeren.

Doch wenn sich erst die lauten Gassen leeren,
Dann tritt der Schmerz zu Euch und ringt die Hände
Und füllt mit Jammer Eures Hauses Wände
Ob all der Toten, die nicht wiederkehren.

Und Elternleid und Witventränen einen
Sich mit dem Klageruf verwaister Bräute
Und mit der vaterlosen Kinder Weinen.

Und angesichts der grausen Todesbeute,
Die draußen liegt, wo Sonn' und Mond nicht scheinen,
Verhallt vor all dem Weh das Festgeläute.

IV.

Liebe und Haß.

Stark ist die Liebe, doch der Haß ist stärker,
Die Liebe ist ein Weib, der Haß ein Mann.
Die Lieb' ist milde, Haß ist ein Tyrann
Und wirft die Milde in den tiefsten Kerker.

Die Liebe plaudert gern im trauten Erker
Und schmiegt sich zärtlich an den Liebsten an.
Der Haß hält stumm sich in des Schweigens Bann,
Doch, bricht er los, so wird er zum Berserker.

Nicht bläst er sanft des Friedens Festschalmeyen,
Er führt voll Grimm das Kriegshorn nur zum Munde
Und läßt es gellend wild nach Rache schreien.

Der Liebe dankst Du manche süße Stunde,
Doch, Dich von Schimpf und Unbill zu befreien,
Taugt nur ein Haß aus tiefstem Herzensgrunde.

V.

Nach dem Französischen „Le flot“ von Henri Siéger.

Die rastlos rollend alles niederspült,
Selbst Liebe tötet und in ihr Gefälle
Titanen schlingt — der Zeit gewalt'ge Welle,
Sie steigt an uns empor und wühlt und wühlt.

Sie steigt, bis wir des Todes Gruß gefühlt.
Wie flehend der Verlor'nen Angstschrei gelle,
Sie steigt empor mit unbarmherz'ger Schnelle
Und ihre Wut bleibt ewig ungefühlt.

Schon sinkt die Sonne und der eis'ge Hauch,
Der vor der Flut einherweht, traf mich auch!
O Jugend, meine Jugend, flutzerriegen!

Ein Hauch von Dir, o Zeit und reißbedeckt
Sank ihre Blüte hin und nichts erweckt
Je neues Leben aus den welken Trieben.

VI.

Schweigen.

„Der Rest ist Schweigen!“ Wer hat das gesagt?
O Shakespeare Du, Du aller Großen Größter.
Dein Hamlet sagt's, ein Erdengrammerlöster,
Der nichts mehr nach den Lebensrätseln fragt.

Doch was der Sterbende so bitter klagt,
Das nahmen sich als ihrer Schwachheit Tröster
Zum faulen Motto die Trappistenklöster,
Wo keiner nur ein Wort zu reden wagt.

Die Sünde scheuen sie, die sich beim Sprechen
Nur allzuleicht als Neid und Haß verkündigt,
Als Lug und Trug und gift'ges Silbenstechen.

Doch Schmach dem Manne, der sich selbst entmündigt,
Statt durch sein Wort der Wahrheit Bahn zu brechen:
Nicht nur, wer redet, auch wer s ch w e i g t , der sündigt.

VII.

Das Altern.

Das Alter kommt, ein Dieb, herangeschlichen,
Der unbemerkt uns all die Schätze raubt,
An die als unverlierbar wir geglaubt,
Eh' Jugendmut und Hoffnung noch entwichen.

Die Hoffnung hat die Segel längst gestrichen,
Der Weg, der einst so sonnig schien, verstaubt,
Die Bäume welk, die einst so frisch belaubt,
Und die Erinn'ung selbst schon halb verblichen.

Umsonst läßt suchend Du den müden Blick
Nach dem Verlor'nen in die Ferne schweifen,
Was Dein einst war, es kehrt nicht mehr zurück.

Du stehst allein und lernst mit Schmerz begreifen,
Was Altern heißt: im Kampf mit dem Geschick
Der Einsamkeit gefaßt entgegenreifen!

VIII.

An den Tod.

Komm her, mein Freund! Laß näher Dich beschauen,
Eh' Du zum letzten Schlage brauchst die Hoppel!
Fürwahr, wen lockte wohl Dein Beingerippe?
Wer möchte solchem Fährmann sich vertrauen?

Doch wer Dir schaut ins Antlitz ohne Grauen,
Wenn ihm der letzte Seufzer schließt die Lippe,
Den führst Du durch des Sterbens rauhe Klippe
Mit sanfter Hand zu stillen Friedensauen.

Da schlummert er im Schatten der Zypressen
Und mit ihm alle Schmerzen und Beschwerden,
Die ihm der Kampf des Lebens zugemessen.

Wie schwer er auch gelitten hier auf Erden,
Du läßt ihn alles Weh und Leid vergessen
Und selbst das Schlimmste: Das Vergessenwerden!

Terzinen.

I.

Im fernen Urwald jener heißen Zonen,
Wo Riesenschlangen noch und Riesenechsen
Der dichten Wildniß Stromgebiet bewohnen,

Gedeiht in meilenweiten Waldkomplexen,
Wie man erzählt, auch eine seltne Art
Von ungeheuren Riesenschlinggewächsen.

Nicht windet, wie der Efeu, sie sich zart
Empor am Nachbarstamm mit sanftem Ranken,
Daß vor des Sturmes Wut er sie bewahrt.

Wie mit des Tigers mörderischen Pranken
Umkrallt sie ihn, bis saftlos Ast um Ast
Von ihr umschnürt dem Tod entgegenfranken.

Und wohin sie mit gier'gen Armen faßt,
Gibt's keine Rettung vor den zähen Schlingen,
Mit denen sie auf fremde Kosten praßt.

Nicht eher ruht sie, bis beim Vorwärtsdringen,
Soweit ihr Arm reicht in des Waldes Hallen,
Sie alles rings erwürgt im Niederringen.

Und wenn kein Baum mehr steht, ihn zu umkrallen,
Daß sie mit neuen Opfern stolz sich brüste;
Wenn ihrer Mordlust alles rings verfallen,

Und nichts ihr bleibt, zu stillen ihr Gelüste, —
Dann schnürt sie um den eignen Leib die Ranken,
Als wenn sie von dem Recht der Rache wüßte,

Bis Stamm und Zweige welk zu Boden sanken. —
So laß ich einst. Und keine Ruhe geben
Will mir seitdem dies Bild vor dem Gedanken:

Gibt's nicht auch Menschen, deren ganzes Streben
Die Lust nur ist an anderer Verderben,
Die eigensüchtig für sich selbst nur leben

Und schließlich einsam an sich selber sterben.

II.

Was prahlst Du, Mensch, in eitler Ueberhebung
Von Selbstbestimmung und von freiem Willen?
Dir bleibt doch nichts, als schweigende Ergebung.

Schluck' sie hinab, des Schicksals bittere Pillen,
Die es Dir heut als unerbet'ne Speise,
Statt Deiner Seele Sehnsucht Dir zu stillen.

Wie stolz beginnst Du Deines Lebens Reise,
Wie nah erscheinen Dir die fernsten Küsten,
Wie dünkst Du stark Dich, zielbewußt und weise!

Zu einer Lustfahrt scheinst Du Dich zu rüsten!
Das Steuer in der Hand, das Ziel gesichtet,
So läßt Dein Segel Du im Wind sich brüsten.

Doch anders kam's, als Dir's Dein Traum gedichtet:
Der Wind ward Sturm, das Segel ging in Fetzen,
Der Kompaß brach, der Dir den Kurs gerichtet.

Das Land der Sehnsucht mit den reichen Schätzen,
Das Du erschaut in Deinen Jugendträumen,
Verschwunden in des Nebels grauen Netzen.

Umsonst spähest in dem wilden Wellenschäumen
Du durch das uferlose Meer der Wogen
Nach Deiner heißersehnten Rüste Säumen.

Von unsichtbaren Kräften fortgezogen
Treibst Du nach einem unbekanntem Strand
Und siehst um Deine Hoffnung Dich betrogen.

Und wenn Dein Kiel doch endlich Boden fand
Und Dir's gelang, ans Ufer durchzuwaten
Und Fuß zu fassen in dem dürren Sand;

Und wenn Du dann mit Pflugschar und mit Spaten
In harter Fron Dein Tagewerk vollendet
Und nun zu ruhen denkst von Deinen Taten:

Sei froh dann, wenn Dein Loß sich also wendet,
Daß Dir auch nur ein selbstgepflanzter Baum
Dann stille Rast und kühlen Schatten spendet

Und Dir in Schlummer wiegt den Jugendtraum!

III.

Zum Totenfest.

1921.

Heut ist der Tag der Toten! Längst verloren
Ersteh'n sie aus dem dunklen Schoß der Erde,
Von Lieb' und Dankbarkeit heraufbeschworen.

Aus unsres Herzens Tiefe klingt das „Werdel“,
Daß sie auß' neue auferweckt zum Leben,
Erlöst von aller irdischen Beschwerde.

Und wie sie aus den Gräbern sich erheben,
Seh'n wir sie vor uns, wie sie einstmal's waren,
Als hätt' es eine Trennung nie gegeben.

Mit ihrer Liebe, der unwandelbaren,
Blickt uns der Mutter Auge tröstend an,
Wie wir es früher tausendfach erfahren.

Der Vater spricht zu uns, ein ernster Mann,
Und doch so gütig stets in Lob und Schelten,
Daß jeder Troß vor ihm in Nichts zerrann.

Und mit den Freunden all, den frohgefellten,
Die lange vor uns man zur Ruh' getragen,
Ersteh'n der Jugendzeit versunk'ne Welten.

Die erste Liebe grüßt mit scheuem Zagen
Und nickt uns zu mit lächelndem Gesicht
So hold und lieblich, wie in jungen Tagen.

Und jeder Tote, der heut zu uns spricht,
Erscheint uns, von dem Todesschlaf genesen,
Wie einst, da er noch wandelte im Licht.

Er blieb derselbe, der er einst gewesen,
Und bleibt es bis in alle Ewigkeit
Für uns an Antlitz und Gestalt und Wesen.

Wir aber steh'n im Bann der raschen Zeit
Und ändern täglich unfres Wesens Züge
In unfrer Sage wechselvollem Streit.

Und manchem ist's, als ob der Tote früge:
„Ist das auch Deine wirkliche Gestalt?
Ist das nun Wahrheit oder ist es Lüge?

Verändert sich ein Menschenbild so bald?
Wie warst Du jung und frisch, als wir geschieden,
Und heute steht Du vor mir grau und alt!

Wie schienst Du damals heiter und zufrieden,
Wie warst Du lebensfroh, als ich Dich kannte,
Und blickst so ernst jetzt, wie vom Glück gemieden.

Wo blieb das Feuer, das im Herzen brannte
Und Dir im Daseinskampfe um das Glück
Zu rascher Tat die Kraft der Sehnen spannte?“

Und leise klingt die Antwort ihm zurück:
„Nichts, was auf Erden wandelt, ist beständig;
Der Lebende stirbt täglich Stück um Stück,

Der Tote nur bleibt immerdar lebendig!“

Sprüche.

1. Ob gern auch die Gewöhnlichkeit
Nur nach dem Haben mißt,
Den Wert gibt der Persönlichkeit
Doch das nur, was sie ist.
2. Trotz aller Rechnerei! Der Spruch
Gilt einzig doch fürs Leben:
Was halb und halb ist, bleibt ein Bruch,
Wird nie ein Ganzes geben!
3. Wer sich aufs Kriechen nur versteht,
Hält jeden ehrlichen Gefellen,
Der aufrecht seines Weges geht,
Für einen schändlichen Rebellen.
4. Das Tier zum Menschen zu veredeln
Ist der Natur gar herrlich gelungen:
Hunden gab sie den Schweif zum Wedeln,
Lafaienseelen gab sie Zungen.
5. Credo, quia absurdum!
Das heißt, daß überhaupt
Kein Klatsch so blöd und urdumm,
Daß ihm die Welt nicht glaubt.

6. Ja, die Zeit ist trüb' und düster
Und verzweifeln will man schier.
Pax vobiscum! ruft der Priester,
Pax, wo bist Du? rufen wir.
7. Lerne die alte Wahrheit erfassen:
Seist Du auch noch so erfahren und klug,
Von Dir selbst Dich betrügen zu lassen,
Bist Du immer noch dumm genug.
8. Gewalt nicht, nur Beharrung führt zum Ziel.
So sprengt die Pflanze in der Kräfte Spiel
Mit ihren Wurzeln schließlich doch den Stein,
An dem der Stier sich rennt den Schädel ein.
9. Dem Reinen ist alles rein? O nein!
Dagegen sage zum Trutz ich:
Dem Schmutzigen nur ist alles rein,
Dem Reinlichen alles schmutzig!
10. Neugier und Diskretion, — sie gleichen
Wie zwei Interpunktionen sich:
Die eine ist ein Fragezeichen,
Die andre ein Gedankenstrich.
11. Wenn er zu altern angefangen,
Geh't's bei dem Manne ein, zwei, drei.
Doch wenn der Frau 10 Jahr vergangen,
Dann altert höchstens sie um zwei.

12. Der Hunger ist der beste Koch,
Doch wer im Haus ihn hat,
Der kriegt den besten Koch denn doch
Gar bald recht gründlich satt.

13. Nur dem, wer noch der Zukunft lebt,
Ist auch die Gegenwart erhellt,
Wer in Vergangnes sich begräbt,
Der lebt in einer Schattenwelt.

14. „Es nimmt die Frau ihr lebelang
Abschied von ihrer Jugend!“
Weshalb? Lockt sie so süß der Sang:
Jugend hat keine Tugend?

15. Zieh' für Dein gutes Recht Dein Schwert
Auch in verlор'nen Schlachten!
Nur wer die eignen Rechte ehrt,
Weiß fremde auch zu achten.

16. So kühn der Mensch mit Hypothesen
Auch der Natur zu Leibe geht,
Ihm bleibt doch ihr geheimstes Wesen
Ein Rätsel, das er nie errät.
Er sucht in ihrem Buch zu lesen
Und kennt noch kaum das Alphabet.

17. Möchtest gerne Du erraten
Wem ein Mädchenherz sich neigt,
Achte nicht auf Wort und Taten,
Achte drauf, wovon es schweigt.
18. O daß Ihr doch die Weisheit lerntet:
Wer spricht, der sät, — wer schweigt, der erntet.
19. Daß Weltgetriebe
Macht alt und kalt
Und nur der Liebe
Zaubergewalt
Kann jung bewahren
Trotz Täuschungsschmerz
Und grauen Haaren
Daß alte Herz.
20. Wer immer an der Oberfläche bleibt,
Mag ruhig einst im Sonnenglanze sterben,
Doch wen's nicht in die dunklen Tiefen treibt,
Wird nimmermehr der Wahrheit Gold erwerben.
21. Wer würde manchmal aus der Haut nicht fahren,
Wenn er nur sicher wäre, daß nach Jahren
Nicht statt des alten Ichs darin am Ende
Noch einen garstignern Patron er fände!

22. Der Wille ist ein Mann der Tat,
Ein Mann des Wortes der Geist.
Der eine ist zu akkurat,
Der andre ist zu dreist.

Doch wo zu felt'nem Bunde sie
Ein günst'ger Gott gesellt,
Da rücken Tatkraft und Genie
Vom Platz die alte Welt.

23. Zu wackerem Streit
Schöpf' kampfbereit
Dir frischen Schwung
Aus alter Zeit
Erinnerung.

24. Was ist ein Bild? Ein totes Nichts,
Das stumm an uns vorüberschwebt,
Wenn nicht ein Schimmer warmen Lichts
Der Rückerinn'ung es belebt.

25. Kometenwert.
Haltloser Richtung Funke! stern!
Du bleibst trotz äußerem Glanz
Doch nur, solange nicht fest dein Kern,
Ein dissoluter Schwanz.

26. Es kommt eine Klugheit selten allein,
Meist folgt eine Dummheit dicht hinterdrein.

27. O Tod! Wie auch der Mensch mit Wissen prunkt,
Die Antwort darauf wird er nie erreichen:
Bist Du im Lebensbuch der letzte Punkt?
Wie? oder nur ein stummes Fragezeichen?
28. Freuden, deren kurze Dauer
Im Entstehen schon bekannt,
Gehen mit geheimer Trauer
Unzertrennlich Hand in Hand.
29. Den Mund zu halten, fällt oft schwer,
Sein Wort zu halten, oft noch mehr.
Nur der, wer nie ein Wort gesprochen,
Hat auch noch nie sein Wort gebrochen.
30. Menschheit! Solle Narrenzunft!
Die Vernunft starb aus auf Erden
Und es freischt die Unvernunft
Lobend in Geburtsbeschwerden.
Wird bei ihrer Niederkunft
Die Vernunft geboren werden?
31. Den Naturalisten.
Den Adler trägt der Frühlingssturm
Empor zum Sonnenschein,
Derweilen kriecht der Regentwurm
Tief in den Schmutz hinein.

32. Wie Wind im Ofenrohr,
Wie Wasser in dem Siebe,
Ist guter Rat im Ohr
Der Torheit und der Liebe.
33. Vergiß die Stunden, die Dir Not beschert,
Doch niemals das, was Dich die Not gelehrt.
34. Trachtet wirklich das Weib, allein
Glücklich zu machen, nicht glücklich zu sein?
Glaubt mir, es ist ein altes Stück:
Glücklich zu machen ist selbst schon Glück!
35. Verlaß Dich nicht auf wundertät'ge Götzen!
Gib't's einen Glauben, der das Wunder schafft,
Durch bloßes Wollen Berge zu versetzen,
So ist's der Glaube an die eigne Kraft.
36. Prahle nicht mit Deinen Gaben,
Laß nicht eitles Lob Dir zollen:
Poche nicht bloß auf das Haben,
Sondern prüfe erst das Sollen!
-

Ausflug.



Der alte Baum.

Einjam im Walde
Ragt ein Baum.
Moosüberwachsen
Und altersgrau
Streckt er die Zweige
Zum Himmelsraum.
Sturmentlaubt
Wiegt er im Winde
Sein greises Haupt.
Er wiegt es schmerzlich
Und spricht vor sich hin:
„Immer einsamer,
Immer einsamer
Wird es um mich!
Wo ist die Freude,
Die Freude am Leben,
Die einst mich erfüllte,
Mit drängenden Säften
Mich aufwärts trieb
In jauchzendem Wachsen
Himmelempor!

Der Himmel ist heute
Noch ebenso ferne,

Wie einst er gewesen!
Die farge Spanne,
Was will sie bedeuten,
Um die ich im Wachsen
Ihm näher gerückt?
Hoch, unerreichbar
Ob meinem Haupte
Wird ewig er ragen,
Wie stets er geragt!

Nur du, o Erde,
Die einst mich geboren
Aus nährendem Schoße,
Nur du entschwandest
Den müden Blicken,
Je älter ich werde,
Je höher ich wachse,
Je mehr und mehr!
Kein Rosenlächeln
Grüßt mehr herauf
Zu meinen Wipfeln,
Kein Quellenmurmeln,
Das einst mir die Wunder
Des Lebens sang,
Dringt zu mir herauf!
Immer einsamer,
Immer einsamer
Wird es um mich.

Und wo seid Ihr,
Ihr frohen Genossen
Der rüstigen Jugend,
Da dichtgedrängt
Einer beim andern
Freudig wir standen,
Einer den andern
Schützend und schirmend;
Im Ungewitter,
Im Sturmeswüten
Einer den andern
Stützend und haltend?

Dem brach der Nordsturm
Die beste Kraft;
Der welkte, vom Wurm
Der Sorge zerfressen;
Der sank zerschmettert
Vom jäh'n Blitze
Und riß im Fallen
Mir Aeste und Zweige
In schmerzlichem Abschied
Mit hinab!

Immer einsamer,
Immer einsamer
Wird es um mich!
Wohl grünt ein neues
Junges Geschlecht

Zu meinen Füßen
Mit neuem Streben
Und neuer Hoffnung
Und reißt die Arme
Lebenshungrig,
Wie wir einst, empor.
Doch ach! ich kenne
Sie alle nicht mehr.
• Nicht fühl' ich mit ihnen,
Noch sie mit mir.
Nicht kenn' ich die Sprache,
Die jene reden,
Dies leise Flüstern,
Dies Neigen und Wiegen,
Dies Beugen und Biegen
Im Windeshauch!
Immer einsamer,
Immer einsamer
Wird es um mich!
Über so lange
Die Wurzeln noch halten
Und seine Krone
Der Stamm noch trägt,
Halte ich stand
Des Sturmes Gewalten,
Bis er auch mich
Hinweggefegt!“

Das war ein fröhliches Steigen . . .

Das war ein fröhliches Steigen
Bergan in das Leben hinein!
Der Himmel so voller Geigen,
Die Welt voll Sonnenschein!

Die Gipfel lockten und winkten,
Kein Zaudern hemmte den Schritt,
Viel lustige Schlösser blinkten
Und Hoffnung wanderte mit.

Jetzt ist der Abend gekommen,
Der Tag sinkt trübe und fahl;
Die Höhen sind nicht erklimmen
Und Schatten decken das Tal.

In Nebel zerfließt die Ferne,
Kein Lichtlein weit und breit
Und nur am Himmel die Sterne
So weit, so ewig weit!

Jung und alt.

Jung sein heißt Freude haben,
Freude am Leben, Freude am Streben,
Freude an all den köstlichen Gaben,
Die erst das Dasein zum Leben erheben.

Alt sein heißt Leid tragen,
Leid um unvergeßliche Stunden,
Leid um unheilbar brennende Wunden,
Leid um unwiederbringliche Zeit tragen!

Vernarbte Wunden.

Die Menschen kommen und gehen,
Es trennt uns Zeit und Raum.
Das Denken ersetzt das Sehen,
Bis still es verblaßt zum Traum.

Und wenn auch die Träume verschwunden,
Sinkt müde das Herz in Schlaf.
Dann stirbt's und vernarbte Wunden
Sind sein einziges Epitaph.

Weltmüde.

Welt, o Welt,
Du lockst mich vergebens,
Ich bin dich müde!

Die Krone des Strebens —
Freude und Friede —
Im Sturme des Lebens
Alles zerschellt!

Welt, o Welt,
Ich bin dich müde!
Müde dies Hezen
Nach gleißendem Flimmer,
Nach all den Schätzen
In täuschendem Schimmer.
Alles so nichtig,
Alles so schal,
Alles so flüchtig
Außer der Qual!

Ruhm, Du Prahler
Im Schellenklang,
Liebe, du schaler
Sirenengesang!
Glück, du schmaler
Irrlichtergang!
Alles hienieden
So leer und hohl —
Ich bin dich müde,
Welt, fahre wohl!

Feierabend.

Feierabendglocken läuten
Müdes Menschlein, geh' zur Ruh'!
Ob Dich Deine Werke freuten,
Ob Dich manche Taten reuten,
Schlag das Buch des Tages zu.

Alles steht drin aufgeschrieben
Mit geheimnisvollem Stift,
Was Du Gutes heut getrieben,
Was Du schuldig bist geblieben, —
Doch nur einer kennt die Schrift.

Einmal kommt die große Frage,
Der Du Rede stehen mußt.
Doch bis dahin ruh' vom Tage,
Von des Lebens Müh' und Plage,
Stillen Frieden in der Brust.

Am Ziel.

Du bist am Ziel der Bahn,
Dein Leben geht zur Neige,
Vorüber Wunsch und Wahn,
Nun halte still und schweige.

Du hast getollt, gelacht,
So lang die Jugend blühte,
Bedacht und unbedacht
Verwirkt, was in Dir glühte.

Du hast als Mann gewollt
Und manches ist errungen,
Doch viel, was Du gesollt,
Ist Dir nur halb gelungen.

Nun ist das Ende da,
Du bist nicht mehr Dein eigen,
Gescheh'n ist, was geschah, —
Nun heißt's: Der Rest ist Schweigen!

Die Ernte ist geschnitten.

1921.

Die Ernte ist geschnitten,
Mein Acker ist bestellt,
Ich geh' mit müden Schritten
Nun durch das öde Feld.

Jetzt gilt's, die Kraft verdoppeln,
Um, ohne still zu steh'n,
Stumm auf den harten Stoppeln
Den letzten Weg zu geh'n!

Das Lied des Lebens.

(Epilog.)

Wenn der Lenz mit Duft und mit Farben
Wieder die tote Erde belebt
Und der künftigen goldenen Garben
Erstes Grün an das Licht sich hebt,
Regt sich ein Raunen und Rauschen und Ringen,
Das die erwachende Welt durchzieht,
Und in all das Singen und Klingen
Jauchzt das Leben sein jubelndes Lied:

„Auf! Erwacht, die ihr scheintot gelegen,
All ihr Keime der zeugenden Kraft,
Streckt euch der siegenden Sonne entgegen,
Die euch erlöst aus des Todes Haft!
Seht, wie die Blumen sich blühend färben,
Nicht mehr winterlich weiß und tot,
Denn vorbei ist das große Sterben,
Das der erstarrten Erde gedroht.

Tod! Rück' an mit den tückischen Waffen, —
Nimmer räume ich dir das Feld!
Nicht im Vernichten, nur im Erschaffen
Liegt die Kraft, die den Sieg behält.

Wüte nur zu mit Furcht und Schrecken
Als erbarmungsloser Despot,
Mein ist die Macht, neu aufzuwecken,
Was du hingemordet, o Tod!

Andere Formen, andre Gestalten
Geb' ich den Dingen, die du zerstörst,
Bring' sie zu neuem Sein und Entfalten,
Wie du dich auch dawider empörst.
Ob du Leichen auf Leichen schichtest,
Alles mit Schutt und Asche bedeckst,
Neues ersteht, so viel du vernichtest,
Und das Neue, es lebt und wächst.

Mag vermodern, was reif zum Sterben!
Wenn es den Acker der Zukunft düngt,
Setz es das Leben ein zum Erben,
Das sich ewig wechselnd verjüngt.
Ewig sprießt aus dem Welken ein Blühen,
Keimt ein Werden aus dem Vergehn,
Und wenn die Sonnen am Himmel verglühn,
Lasse ich neue Sonnen erstehn!“



Gedruckt in der
Buch- und Kunstdruckerei J. Wieske
Brandenburg (Savel).

In dem Verlage von Franz Kluge-Reval (Rudolf Hartmann-Leipzig) sind bereits früher erschienen:

Gedichte von Christoph Mickwitz (3. Auflage).

Auszug aus den Pressestimmen über die „Gedichte“:

„Mickwitz ist ein Dichter, der wie nur die besten, berufensten und auserwähltesten Sänger des großen deutschen Mutterlandes zu singen weiß . . .“
(Schlesische Zeitung.)

„Wunderschöne Sachen, wahre Perlen der Stimmung und Form . . . Mickwitz ist ein Meister des Ausdrucks und versteht sowohl durch wogende Rhythmen, wie durch schlaghafte Kürze zu wirken . . .“
(Libausche Zeitung.)

„ . . . das besprochene Werk ist überreich an Perlen echter Poesie . . .“
(Mitausche Zeitung.)

„ . . . Fassen wir alles zusammen, so haben wir in Mickwitz alle Eigenschaften, die den Dichter machen: Vor allem die Fülle der Gedanken, die volle Beherrschung der Form, die feurige Phantasie, die kraftvolle Sprache und alles dieses gelenkt und geleitet von einem ernststen gereiften Verstande.“
(Tagesanzeiger für Libau.)

„ . . . ein Liederschatz, der auf den 343 Seiten des Buches nur zu engen Raum hat für die Fülle und den Reichtum des Gebotenen. Nicht so leicht wird man diesen Schatz erschöpfen; er wird, wie eben jeder Schatz, eine Augenweide des Besitzers, ein Buch, zu dem man immer wieder greift.“
(Rigaer Tageblatt.)

„Mickwitz ist ein sehr bedeutender Lyriker, den wir unseren Besten an die Seite zu stellen keinen Anstand nehmen . . . Die Sprache beherrscht er als Meister. Sie folgt ihm in allen seinen Intentionen, wie eine willige Geliebte . . . Wir wünschen, daß der Dichter auch in seiner geistigen Heimat, der die Sammlung gewidmet ist, erkannt und verstanden werden möge.“
(Deutsche St. Petersburger Zeitung.)